

Aus dem Reichslande.

Von

F. von Gbel,

Kaiserl. Forstmeister zu Colmar.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1876.

Aus dem Reichslande.

Aus dem Reichslande.

Von

F. von Gmel,

Kaiserl. Forstmeister zu Colmar.



Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1876.

ISBN 978-3-642-51228-5 ISBN 978-3-642-51347-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-642-51347-3

Vorwort.

Den größten Theil der nachfolgenden Abhandlungen bilden Vorträge, welche ich in den verflossenen 3 Jahren im „Vorgesellen-Klub“ zu Colmar und Gebweiler gehalten habe. Einige derselben sind bereits in namhaften Zeitungen und Zeitschriften, wie der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, der „National-Zeitung“, in „Im neuen Reich“, zum Abdruck gelangt. Trotzdem glaubte ich der an mich gegangenen Aufforderung, sie zu sammeln, und in einem Bändchen dem größeren Publikum vorzulegen, folgen zu dürfen, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß Alles, was aus den wiedergewonnenen deutschen Landen kommt, und dazu beiträgt, sie besser bekannt werden zu lassen, im alten deutschen Vaterlande Interesse erregt, und freundlich aufgenommen wird.

Möchte ich mich auch in Bezug auf das vorliegende Werkchen darin nicht getäuscht haben.

Bei Anfertigung der historischen und geologischen Skizzen hatte ich mich der besonderen freundlichen Beihülfe einiger, meiner neuen Mitbürger zu rühmen, namentlich von Seiten des Herrn K. Moßmann, Archivar der Stadt Colmar, des jungen Gelehrten, Herrn Charles Grad zu Logelbach, und mehrerer Anderer. Theils durch Gestattung eines Einblicks in die Archive, theils durch Ueberlassung eigener werthvoller

Schriften und Untersuchungen, förderten oder ermöglichten diese Herren meine Bestrebungen. Für die Beschreibung der forstlichen Verhältnisse des Reichslandes lieferten dankenswerthe Notizen die Collegen von Witzleben zu Metz und Solf zu Straßburg.

Außer mehreren Specialgeschichtswerken des Landes sind ferner von mir benutzt, namentlich

1. Das Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar.
2. Bulletin de la société industrielle de Mulhouse.
3. X. Mossmann, La guerre des six deniers.
4. Baquol, L'Alsace ancienne et moderne.
5. Joseph Delbos et Koechlin-Schlumberger, Description géologique du Haut-Rhin.
6. Stoeber, Alsacia. Verschiedene Jahrgänge.

Colmar im April 1876.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Kurzer Abriß Elsäffischer Geschichte	1
II. Aus der Vorgeschichte der Stadt Mülhausen im Elsaß . .	26
III. Wie es Colmar in den ersten Jahren unter französischer Herrschaft erging	45
IV. Oro- und Hydrographie des Ober-Elsaß	56
V. Ehemalige Gletscher in den Vogesen	79
VI. Die forstlichen Verhältnisse in den Reichslanden	97
VII. Etwas über die Jagdverhältnisse in Elsaß-Lothringen .	127
VIII. Joseph Roedelin-Schlumberger. Ein Fabrikantenleben aus dem Elsaß	149
IX. Daniel Dollfus	162

I.

Kurzer Abriss Elsfässischer Geschichte.

Geschichtliche Ereignisse neueren und besonders neuesten Datums haben die Grenzen des Landstrichs, welcher von alten Zeiten her „das Elsaß“ genannt wird, einigermaßen verändert. Ursprünglich umfaßte diese, wie kaum ein zweites Land, gesegnete Provinz das linke Ufer des Rheinhals von Basel und dem Jura im Süden bis nördlich zum Queichbach (bei Landau), welcher früher die Grenze der Pfalz und des Erzbisthums Speier bildete. Im Westen wurde das Elsaß durch die natürliche Grenze der Vogesen von den anstoßenden Landschaften Lothringen und Burgund getrennt, und im Osten bildete der Rheinstrom die verbindende Scheidelinie mit dem stammverwandten Breisgau, der Ortenau und dem badischen Lande.

Späterhin verschoben sich die Grenzen im Norden, indem sie zu Gunsten der Pfalz von der Queich bis zur Lauter zurückwichen und dort mit dem Rheine die historisch gewordene „Lauterburger Ecke“ bildeten. Durch den Frankfurter Frieden wurden dem Lande ferner noch zugelegt die Territorien der bisher zum französischen département des Vosges gehörigen Ortschaften Saales und Schirmeck, und gleicherweise wurde abgelöst und bei Frankreich belassen das Territorium von Belfort. Endlich erschien es der deutschen Verwaltung nützlich,

die Grafschaft Bitschgau von Lothringen abzutrennen und der Verwaltung des Elsaß zuzulegen.

Welche Stämme und Völkerschaften vor der Besitzergreifung des Landes durch die Römer das Elsaß bewohnten, läßt sich geschichtlich nicht nachweisen. Erst Cäsar giebt uns einige historisch verbürgte Nachrichten über die Völkerstämme, welche er im Lande vorfand, als er, in die inneren Fehden derselben sich zu mischen, einen erwünschten oder vielmehr selbst herbeigeführten Anlaß fand. Im Ober-Elsaß und Sundgau lebten zu jener Zeit die Sequaner, die Aauracer, Tulinger und wahrscheinlich auch die Latobriger, im Unter-Elsaß die keltischen Mediomatruer und die Triboker, letztere ein germanischer Stamm, der sich bei den Mediomatruern festgesetzt hatte.

Die Sequaner, welche mit Eduern oder Häduern aus der Gegend vom heutigen Lutun im Kriege lebten, riefen die rechtsrheinischen Germanen zu ihrer Hülfe herbei. Diese letzteren, unter der Führung des Ariovist, überschritten den Rhein und schlugen die Eduer. Zugleich aber setzten sie sich fest im Sequaner-Lande, indem sie den ganzen Landstrich zwischen dem Doubs und der Saône als Lohn für ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Die Sequaner mit den Eduern, welche sich inzwischen wieder ausgesöhnt hatten, fühlten sich zu schwach, den Schaaren Ariovist's zu widerstehen. Da sie jedoch den unbequemen Eindringling um jeden Preis wieder entfernen wollten, riefen sie Cäsars Hülfe an, welcher notorisch schon lange auf einen Vorwand gelauert hatte, in die inneren Angelegenheiten Galliens einzugreifen, und seinerseits in diesem Lande festen Fuß zu fassen. Mit unwiderrstehlicher Gewalt fielen seine sieggewohnten Legionen über die germanischen Heerschaaren her und vernichteten dieselben gänzlich, oder sprengten sie über den Rhein zurück. Der Ort, wo diese übrigens von Cäsar in seinem Geschichtswerke sehr wahrscheinlich mit erheblicher Uebertreibung geschilderte Schlacht stattfand, ist, Dank der sehr fleißigen und ergiebigen For-

schungen des Herrn Jean Schlumberger zu Gebweiler, erst in der neuesten Zeit sicher ermittelt. Es war dies die Gegend vom heutigen Sennheim, wie er aus den Kommentaren des Cäsar, und einigen nicht anzuzweifelnden besonderen Umständen, überzeugend nachweist. Von diesem Zeitpunkte an waren und blieben die Römer die Herren im Ober-Elfaß, um schon im Jahre darauf die Mediomatruer mit Krieg zu überziehen, und, nach deren Besiegung, sich auch im heutigen Unter-Elfaß festzusetzen. Das ganze Elfaß wurde nunmehr der unter römischer Herrschaft stehenden Germania superior zugetheilt, und blieb dabei bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit, als Gallien erst in 12, dann in 17 Provinzen getheilt wurde, erhielten die beiden Germanien die Bezeichnung Germania prima und Germania secunda. Die erstere umfaßte das ganze heutige Elfaß, doch wurde der obere Theil desselben der sogenannten maxima Sequanorum inkorporirt.

Noch bis auf den heutigen Tag sind einzelne Spuren römischer Civilisation in unserem Elfaß zu erkennen, namentlich Reste der sogenannten Römerstraße, welche von Basel über Rembs, Banzenheim, Horburg, Benselden, Straßburg, Selß am Rhein hinunter nach Mainz ging. Von dieser zweigte sich eine Straße bei Straßburg ab über Zabern, hinein nach Gallien, und eine andere führte von Basel gegen Belfort und Besançon. Diese Straßen waren gut gebaut, häufig gepflastert und mit Meilensteinen versehen. An den gefährdeten Plätzen, namentlich den Rheinübergängen, wurden größere oder kleinere besetzte Lager angelegt, und haben sich einige, wenigstens die Namen derselben, noch bis auf die heutige Zeit erhalten. So Rembs, das römische Cambes, Mons Bristacus, Alt Breisach, — der Rhein floß damals hinter dem Eckartsberg herum, — ferner Stabula (Banzenheim), Argentovaria (Horburg), Saletio (Selß), Tabernae (Zabern), Brofomagnus (Brumat) und andere mehr. Am größten, und für eine Legion von 6000 Mann mit ihrem zahlreichen Troß von Sklaven, Weibern, Marktendern, Händlern zc. angelegt,

war das alte Argentoratum, das heutige Straßburg, ursprünglich ein festes Lager in genau quadratischer Form angelegt.

Handel, Gewerbe, Acker- und besonders auch der Weinbau kamen bald in Blüthe, besonders nachdem der Kaiser Caracalla den deutschen und keltischen Ureinwohnern das römische Bürgerrecht verliehen hatte. Das Elsaß hätte somit ein sehr glückliches Land sein können, wenn ihm nur größere Ruhe zur ferneren Entwicklung gelassen worden wäre. Von ruhigem Genuß war aber zu jener Zeit noch weniger die Rede, als je später. Fortwährend von den „Barbaren“ mit Krieg überzogen, verwüstet und ausgefogen, fiel das Land in die Hände der Alemanen und wurde gegen Ende des 5. Jahrhunderts eine Kriegsbeute Chlodwigs, welcher die Alemanen unterjochte. Seit jener Zeit scheint der Name „Elsaß“, „Alfacia“, „Alfaciones“, „Alfacci“ aufgefunden zu sein, wenn er auch erst etwas später in einer Handschrift aus dem 7. Jahrhundert urkundlich erscheint. Manche behaupten, daß Al oder Ele der alte Name des Flusses Ill, denen, welche sich an demselben niedergelassen hatten, also den dortigen Sassen, ihren Namen gegeben habe. Andere, und wenn ich nicht irre, ist unser gelehrtes Mitglied, Herr Dr. Pfannenschmidt,*) dieser Ansicht, leiten die Abstammung des Wortes von dem altgermanischen „el“ her, das heißt die Jenseitigen, die drüben Befindlichen. Es hätten demnach die alemanischen Stämme, welche auf dem rechten Rheinufer verblieben waren, sowie die, welche nach der heutigen Schweiz gezogen, die auf das linke Rheinufer übergetretenen und dort ansässig gewordenen Stammesgenossen mit „el Sassen“ bezeichnet. Welche Ansicht die richtigere ist, mag ich mir nicht an zu entscheiden. Für alle diejenigen, welche nicht grade Fachgelehrte sind, dürfte der Hinweis auf die beiden vorhandenen Versionen auch wohl genügen.

*) Bezirks-Archivar zu Kolmar.

Nach dem Siege, und unter der Herrschaft Chlodwigs, also vom Jahre 496 ab, begann das Christenthum sich im Elsaß auszubreiten, und die vorherrschende Religion zu werden. Glaubenseifrige Sendboten scheinen freilich schon im Laufe des 1. Jahrhunderts das Elsaß besucht zu haben, und wird auch der heilige Maternus als derjenige bezeichnet, welcher — um das Jahr 60 n. Chr. — zuerst die neue Lehre in das Land gebracht hätte. Die fortwährenden Kriege mit den Barbaren, und die zahlreichen räuberischen Einfälle aber, denen dieses Land, wie kaum ein zweites, ausgesetzt war, haben die allgemeine Befehrung noch Jahrhunderte lang hinzuhalten gewußt, bis das Elsaß mit einer starken Herrschaft sich auch eines starken Schutzes zu erfreuen hatte.

Dem austraisischen Königreich zugehörig, wurde das Elsaß gegen das 7. Jahrhundert zu einem Herzogthum erhoben. Athich oder Adalrich war der berühmteste aus der Reihe der Herzöge. Er lebte unter Childerich II. und war der Vater der heiligen Odilie, der Gründerin des gleichnamigen, bekannten Klosters. Das von den Merovingern gestiftete Herzogthum beseitigte jedoch Karl Martel wieder. Letzterem wurde die Macht und der Reichthum der elsässischen Herzöge unbequem, und er theilte daher das Land in 2 Landgraffschaften, den Sundgau (Suggentenses, Sogotinsis, Sundgenui) und den Nordgau (Nortgowa) dem heutigen Ober- und Nieder-Elsaß entsprechend.

Unter Karl dem Großen hatte sich das Elsaß vollständiger Ruhe und friedlicher Zeit zu erfreuen. Um so trauriger aber wurde das Land unter der Regierung seines Nachfolgers, Ludwig des Frommen, wieder in die Welthandel verwickelt. Nahe bei Kolmar, auf einer Stelle, welche noch heute das „Lügenfeld“ heißt, wurde Ludwig von seinem Heere und von seinen eigenen Söhnen, Lothar, Pipin und Ludwig verrathen, und fiel in die Hände der Letzteren, um nach einem Kloster zu Soissons abgeführt, und dort gefangen gehalten zu werden. Seine Gefangenschaft dauerte freilich nicht lange, denn Lothar,

der älteste der Brüder, welcher den Kaiserthron bestiegen hatte, machte sich bald durch seinen Despotismus und durch Grausamkeit so verhaßt bei seinen Brüdern, daß sie ihn zwangen, dem Vater die Freiheit zu schenken, und denselben wieder auf den Thron zu setzen, von dem er selbst zurücktreten mußte.

Nach dem Tode Ludwig des Frommen, im Jahre 840, wollte sein Sohn Lothar, welcher bereits in den Provinzen an der Maas und am Rheine herrschte, sich des ganzen Reichs bemächtigen. Er überschritt daher von Italien aus, wo er sich grade aufhielt, die Alpen und rückte mit Heeresmacht in das Elsaß ein. Seine beiden Brüder jedoch, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche vereinigten ihre Macht gegen ihn, und schlugen ihn bei Fontenay im Jahre 841. Gleich nach dieser entscheidenden Schlacht rückten die siegreichen Brüder mit ihren Schaaren nach Straßburg, und vereinigten sie in der Nähe dieser Stadt in einem weiten Ringe, um die Heere zu Zeugen zu machen des feierlichen Bündnisses, welches sie mit einander eingingen. Der Eid, den sie sich bei dieser Gelegenheit zuschworen, ist uns erhalten, und bildet das älteste Dokument römischer und germanischer Sprache.

Inzwischen hatte sich Lothar mit seinen Brüdern verständigt, und es war zu Verdun im Jahre 843, wo man den weltgeschichtlichen, die Geschichte des Germanen- und Frankenreiches dauernd festsetzenden Frieden schloß. Das Elsaß, dem Frankenreiche zugetheilt, fiel Lothar zu. Nach dem Tode von seinem Sohne und Erben bemächtigten sich jedoch Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche seiner Hinterlassenschaft und theilten sich in dieselbe. Letzterer erhielt das Elsaß, welches auf diese Weise, und zwar auf 8 Jahrhunderte hinaus, mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Wegen der Geschwister-
Provinz Lothringen entstanden unter den Nachfolgern Karls und Ludwigs noch viele und blutige Kriege und Fehden, bis im Jahre 925 Heinrich der Vogelfsteller dem Streite ein Ende machte, und auch Lothringen unter die deutsche Kaiserkrone brachte.

Unter diesem mächtigen Herrscher wurde das Elsaß auch für alle Zeiten von der schrecklichen Heimsuchung der Hunnen befreit, welche während 10 Jahren das Land durch ihre Kriegs- und Raubzüge verwüstet und ausgezogen hatten. Im Jahre 926 lieferte er ihnen eine entscheidende Schlacht, und warf sie über den Rhein zurück.

Heinrichs Sohn Hermann, Herzog von Schwaben, erhielt das Elsaß nach des Vaters Tode als Erbtheil, und mit demselben den Titel: „Herzog vom Elsaß“. Erblich wurde diese Würde jedoch erst unter der Herrschaft der Hohenstaufen, und bestand bis zum Jahre 1268, wo mit Conradin von Schwaben, der letzte Herzog vom Elsaß zu Neapel unter dem Hakenbeile ein vorzeitiges Ende fand.

Unter der Herrschaft der Herzöge von Schwaben litt das Elsaß, wie die meisten Länder in der Blüthezeit des Ritterthums, unter ewigen Kämpfen, welche die Feindschaft und der Ehrgeiz der Fürsten, sowie die Streitsucht und Ländergier der kleinen Herren hervorriefen. Die schwäbischen Herzöge hatten die Landgrafen für das Elsaß beibehalten, und diese Würde den Häuptern verschiedener fremder und einheimischer Familien übertragen. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde die Landgrafschaft Elsaß erblich im Hause Habsburg, und verblieb derselben, wenn auch nicht immer faktisch, so doch rechtlich, bis der Friede zu Münster und Osnabrück in anderer, nur zu bekannter Weise, über die Geschicke des deutschen Landes, wieder auf mehr als 2 Jahrhunderte hinaus, entschied. Die Landgrafschaft des „Nordgau's“ war bis zum 14. Jahrhundert in der Familie der Grafen von Woerdt, und ging von diesen auf das Haus Dettlingen über. Die beiden letzten Landgrafen aus dieser Familie verkauften im Jahre 1362 das von ihnen inne gehabte kaiserliche und bischöfliche Lehen an Johann von Lichtenberg, Bischof von Straßburg, so daß dieser mit der landgräflichen Jurisdiktion im ganzen Nieder-Elsaß bekleidet wurde.

Leider hot Deutschland damals noch viel mehr, wie in

späteren Zeiten, ein Bild grenzenloser Zerrissenheit. Mit der höchsten Gewalt war allerdings die Person des Kaisers bekleidet, aber der ausführende Wille lag nicht allein in den Händen der Fürsten, welche direkt an der Wahl des Kaisers theilhaftig waren, sondern und vornehmlich auch in denen aller jener kleinen Herren, welche das Ritterthum erzeugt hatte, und die, Schmarozkerpflanzen gleich, von dem Kaiserthum zehrten, die Wurzeln desselben untergruben und das mächtige Reich Karls des Großen bis in seine Grundpfeiler zum Wanken brachten.

Mehr wie jeder andere Landstrich war grade das Elsaß zu einem Schauplatz unaufhörlicher, erbitterter Kriege geworden, wenn man überhaupt mit dem Worte: „Krieg“ bezeichnen kann jene nie endenden Raubzüge, deren einziger Zweck Plündern und Beutemachen war. Die große Menge der Adelligen, der Ritter, war zu Räuber-Hauptleuten geworden, und mehr als eine berühmte Burg, deren imposante Ruinen noch heute unsere Bewunderung hervorrufen, diente nur als Schlupfwinkel den stolzen Herren, deren damals von ihren Standesgenossen gepriesene Thaten sie in unsrer heutigen so wenig romantischen Zeit unfehlbar vor das Schwurgericht bringen würden.

Das Ansehen des Kaisers reichte nur so weit wie seine Macht. Um diese zu verstärken, verfielen die kaiserlichen Oberherren auf das Mittel, eine große Anzahl von Städten „frei“ zu machen, und mit Privilegien auszurüsten, um neue Einwohner in dieselben zu ziehen, und auf diese Weise an den verschiedensten Punkten des Reichs ein Gegengewicht zu schaffen gegen die immer unerträglicher werdende Macht des übermüthigen Adels. Die meisten freien Städte des Elsaß dankten dem Kaiser Friedrich II. und seinem Statthalter Wölfelin ihr Entstehen als solche. Aus jener Zeit datirt das Auftreten eines kräftigen, arbeitsamen und über die ihm verliehenen Rechte eiferfüchtig wachenden Bürgerstandes, welcher bald eine so große Bedeutung gewinnen sollte. Dank den den Städten ertheilten Privilegien und Erleichterungen

mannigfacher Art fing Handel und Wandel an wieder aufzublühen, und der Sinn für Künste und Wissenschaften sich zu entfalten. Die einzelnen Städte fühlten wohl, daß sie zu schwach seien, um den vereinten Angriffen und Störungen benachbarter, oft auch entfernter hausender Ritter und Herren Widerstand zu leisten, und bereits im Jahre 1225 trat eine Anzahl derselben zu einem Offensiv- und Defensiv-Bündniß zusammen, welches unter dem Namen: „Rheinliga“ bekannt geworden ist. Straßburg, Kolmar, Schlettstadt, Breisach (natürlich das heutige Alt-Breisach), Hagenau, Weißenburg, Lauterburg und Basel nahmen Theil an demselben. Doch ist dieses Bündniß niemals zu irgend einer Bedeutung gelangt, kaum daß die zunächst gelegenen Städte dem angegriffenen oder bedrohten Verbündeten jemals durch schwache Hülfsvölker beisprangen. Eine jede Stadt verlangte den Schutz von ihren Genossen, war aber selbst zu säumig und egoistisch, den anderen einen solchen zu gewähren. Das Uebel lag tiefer, die Zerrüttung der Sitten, der Mangel an jeglichem Gemeinfinn und Aufopferungsfähigkeit ließen sich nicht durch Bündnisse, auch nicht in einer kurzen Spanne Zeit wiederherstellen und verbessern. So zerfiel diese Liga, wie noch manche andere Bündnisse, welche im Laufe der nächsten Jahrhunderte geschlossen wurden, wenn einmal eine zu drohende Gefahr über das Land hereinbrach. So beispielsweise im Jahre 1334 gegen den Judenvertilger Armloder, und im Jahre 1365 gegen die Banden der Engländer. Zehn Jahre später überzog Enguerand de Coucy das Elsaß mit Krieg. Derselbe erhob Ansprüche auf die Landgrafschaft Ober-Elsaß, als Erbe des Kaisers Albrecht I. von mütterlicher Seite her. Er gelangte jedoch nicht dazu, sich in den dauernden Besitz des Landes zu setzen, und mußte seine Pläne aufgeben, weil es seinen Banden an Lebensmitteln fehlte, nachdem er die Provinz furchtbar verwüstet hatte.

Im Jahre 1385 brach ein neuer Krieg im Elsaß aus. Die Rheinstädte verbündeten sich aufs Neue gegen den Adel,

welcher ungerechtfertigte Ansprüche erhob. Mainz, Worms, Speier und Straßburg plünderten und verwüsteten im Jahre 1388 die Besitzungen des Pfalzgrafen Robert, und dieser revanchirte sich noch in demselben Jahre, indem er Hochfelden, Reichshoffen und die Umgegend von Hagenau in gleicher Weise behandelte. Im nächsten Jahre wurde der Krieg noch allgemeiner und folgenschwerer, indem der Markgraf von Baden und der Graf von Leiningen Straßburg angriffen. Die Stadt vertheidigte sich tapfer, konnte es aber trotz der Hülfe seiner Verbündeten nicht verhindern, daß seine vor den Thoren liegenden Besitzungen, sowie die der anderen Städte, im Ganzen mehr als 200 Dörfer, niedergebrannt, und die Ernte der Felder auf Jahre hinaus vernichtet wurde.

Nach mehreren Jahren erst kam wieder ein Friede zu Stande, welcher den Städten zu allen ihren Verlusten noch erhebliche Entschädigungssummen an die Herren kostete. Straßburg allein kam ohne Einbuße davon. Dafür hatte diese Stadt aber nicht lange Ruhe, denn schon 1395 mußte sie sich wieder gegen die Angriffe des Ritters Bruno von Rappolstein vertheidigen, und hatte 13 Jahre lang, von 1415 bis 1427, mit dem Bischof Wilhelm von Straßburg und dem Kapitel zu ringen. Der Straßburger Magistrat hatte sich des Bischofs bemächtigt, und ließ lieber den großen Bann über die Stadt vom Römischen Konzil aussprechen, als daß man ihm die Freiheit zurückgab. Erst auf Andringen des Kaisers Sigismund, und dem Druck eines Bündnisses der Edlen weichend, ließ die Stadt den Bischof los und bezahlte außerdem noch 50,000 Gulden Strafe. Von Zabern aus, welchen Ort der Bischof nunmehr als Residenz erwählt hatte, bekriegte derselbe jetzt rachedürstig die Stadt Straßburg bis 1422 mit einer Gesellschaft Adelliger, und später allein, bis er selbst unterlag und 1429 aufs Neue Frieden schließen mußte.

Endlich nun kamen einige Friedensjahre für das verwüstete und erschöpfte Elsaß. In dieser Zeit, und zwar zwischen den Jahren 1436 und 1440, machte der Mainzer

Johann Gaensfleisch von Sorgeloch oder Sulgeloch genannt Gutenberg in Straßburg seine weltbewegende Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern.

Dieser friedliche Zustand nahm jedoch ein baldiges Ende. Bereits im Jahre 1439 erschienen die Armagnacs, vorläufig zu kürzerem Aufenthalte, um jedoch 5 Jahre später, unter der Führung des Dauphins, später König Ludwig XI., in einer Stärke von 30,000 Mann zurückzukehren. Diese Armee war ursprünglich dazu bestimmt, dem Hause Oestreich gegen die Schweizer Kantone Hülfe zu leisten, welche sich durch die Siege von Sempach (1386) und Naefels (1388) ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten. Sie raubte, plünderte und brannte jedoch ohne jeden Unterschied in den deutschen Landen, und verwüstete das Elfaß in unglaublicher Weise. Verzweifelt strömten die armen Landleute in die festen Städte zusammen, und aus ihnen, sowie aus Bürgern von Straßburg, Schlettstadt und Weiler, bildete sich ein Freikorps, welches bei St. Croix im Leberthale den schrecklichen Feinden den Weg verlegte, und sie — nach der Chronik — „abchlachtete, wie wilde Thiere“ (1445).

Fast das ganze 15. Jahrhundert wird charakterisirt durch das Ringen des im Elfaß so reich begüterten Hauses Oestreich gegen einzelne Landschaften und besonders Städte, welche sich seiner Lehns- und Schutzherrschaft noch nicht unterworfen hatten. Die Letzteren, ursprünglich 10 an der Zahl, welche als freie Städte treu zum Reiche hielten, traten zu einem Bündnisse zusammen, zu Schutz und Trutz, die Dekapolis genannt, und verbündeten sich auch mit einigen Schweizer Kantonen. Außerordentlich grausame und das Land verwüstende Fehden wurden bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes ausgefochten, und in frivoller Weise fand man stets neue Veranlassungen für unaufhörliche Kriege und Raubzüge. So wurde Mülhausen 1446 in einen mehrjährigen Krieg verwickelt, den ein von den Oesterreichern und den mit ihnen verbündeten Rittern aufgeheßter Müllerknecht der

Stadt erklärt hatte, und der den Spottnamen der „6-Blappertkrieg“ erhielt, weil die Bezahlung oder Nichtbezahlung einer äußerst geringfügigen Geldsumme den Vorwand zu demselben bieten mußte. Auch Straßburg hatte etwas später seinen, mit dem vorigen nicht zu verwechselnden „Blappertkrieg“, welcher indessen nur zwischen den Stadtpfarrern und den Bettelmönchen entstanden war, und weniger Blut kostete, als in gegenseitigen Schimpfereien und Verfluchungen ausgefochten wurde. Es handelte sich auch hier um ganz geringfügige Summen, die von beiden Theilen für Begräbnisse in Anspruch genommen waren. Die Laien, Lebende und Todte, litten schwer unter diesen Zänkereien, indem beispielsweise die Letzteren Tagelang nicht beerdigt werden konnten, bis eine Einigung wegen der für jede Leiche zu entrichtenden 10 Pfennige unter den Betheiligten zu Stande gekommen war.

Sehr ernst wurde die Elsäffische Unabhängigkeit im Jahre 1474 durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, bedroht. Der Erzherzog von Oesterreich, Karl Sigismund, hatte diesem seine Besizungen in der Landgrafschaft Elsaß, dem Breisgau, Sundgau und die Grafschaft Pfirt verpfändet. Karl der Kühne nahm von dem Lande Besitz und setzte zum Statthalter den Peter von Hagenbach ein, welcher durch seine Grausamkeit, Habsucht und den wüthendsten Lebenswandel eine allgemeine Entrüstung gegen sich hervorrief. Die Heere der Städte halfen in blutigen Schlachten den Feind bekriegen, und mancher Elsäffer vergoß sein Blut auf den Schlachtfeldern von Granson (1476) und von Nancy (1477), welches letztere auch dasjenige des Burgunder Herzogs trinken sollte.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts brach sich die Reformation im Elsaß Bahn. Der eifrigste und berühmteste Vorkämpfer derselben war der bekannte Geiler von Kayserberg. Bereits im Jahre 1518 schlug man an den Kirchenthüren Straßburgs die 95 Thesen Luthers an. Ganz Elsaß wurde in die größte Verwirrung gestürzt, da die neue Lehre allwärts ebenso begeisterte Anhänger als fanatische Gegner fand.

Bis in die untersten Volksschichten drang der wüthendste Zwiefpalt, — Zeuge davon der blutige, barbarische Bauernkrieg, 1525. Ursprünglich freilich hatten die Bauern nur zu den Waffen gegriffen, um sich von den unerträglichen Erpressungen zu befreien, bald aber besleckten sie ihre gerechte Sache durch die fürchtbarsten Excesse. Die Schlösser, Klöster und Dörfer, die sie in ihren Besitz bringen konnten, wurden geplündert und eingeäschert, und litt vorzugsweise schwer das untere Elsaß. Im Angesicht dieser fürchtbaren Gefahr vergaßen oder vertagten auf einige Augenblicke alle Parteien ihren Streit und Hader, und verbündeten sich gegen den gemeinsamen Feind, welchen sie am 2. Mai 1525 bei Scherweiler aufs Haupt schlugen. Mit dieser fürchterlichen Schlacht nahm die Bewegung für das Elsaß ein Ende. Zwischen Katholiken und Protestanten war aber durch diesen Sieg noch keineswegs der Frieden hergestellt. Man beobachtete sich gegenseitig mißtrauisch, und jeden Augenblick tauchten neue theologische Streitigkeiten auf, welche in Thätlichkeiten ausarteten, und das Land auf mehr als 1½ Jahrhunderte hinaus nicht zur Ruhe kommen lassen sollten. Die Reformfrage war zu einem Vulkan geworden, der ganz Europa verschlingen zu wollen schien, und aus welchem endlich der 30jährige Krieg hervorbrang.

Es ist unmöglich die Scheußlichkeiten zu beschreiben, deren Schauplatz in jenen Zeiten das Elsaß war. Abwechselnd im Besitze der Kaiserlichen und der Schweden, wurde die beklagenswerthe Provinz von den Heeren beider Parteien verwüstet, und seine Bewohner hingeschlachtet. Im Jahre 1632 ergoß sich ein schwedisches Corps unter dem General Horn über das Elsaß. Fast der ganze Adel des Landes erklärte sich für die protestantische Sache, welche damals nicht allein von Schweden, sondern auch von Frankreich unterstützt wurde. Letztere Macht, welche die neue Lehre im eigenen Lande mit allen, auch den härtesten Mitteln, unterdrückte, förderte sie auswärts, natürlich nicht ihrer selbst wegen, sondern aus

wohl überdachten politischen Zwecken in Bezug auf das Elsaß, welche sehr bald offenbar werden sollten. — Nach einer langen und schwierigen Belagerung bemächtigten sich die Schweden des tapfer vertheidigten Bensfeld, welcher Ort damals eine recht bedeutende Festung war. Der Herzog von Lothringen, Herr von Zabern, versuchte vergeblich den Fortschritten der Schweden Einhalt zu thun, und konnte es nicht hindern, daß der Marschall Horn hintereinander Schlettstadt, Kayfersberg, Türkheim, Münster eroberte, und schließlich auch Kolmar nahm. Straßburg hatte sich ausdrücklich unter den Schutz des Königs von Schweden gestellt, und unterstützte die Armeen desselben durch Hülfsstruppen. So kam es, daß die Kaiserlichen Schritt für Schritt zurückgedrängt und ihnen fast alle ihre Besitzungen abgenommen wurden, so daß ihnen beispielsweise im Nieder-Elsaß einzig und allein die Stadt Hagenau verblieb. Dieselbe stand ebenfalls unter dem Schutze Schwedens, indem sie von diesen durch einen Handstreich genommen war und behauptet werden konnte.

Die Schlacht von Nördlingen im Jahre 1634 änderte die Sachlage mit einem Schlage. Die Kaiserlichen schlugen den Marschall Horn und den Herzog von Sachsen-Weimar auf das Haupt, wodurch die Schweden und ihre Verbündeten gezwungen wurden, das Elsaß aufzugeben. In trauriger Verblendung übergaben sie die mit vielem Blut eroberten Städte dieser Provinz — mit alleiniger Ausnahme von Bensfeld — den Franzosen, welche endlich ihre Politik gekrönt sahen, und von diesem Zeitpunkt an, wenn auch nicht de jure, doch de facto, Herren in dem größten Theile des Landes wurden. Auch Bensfeld mußte später aufgegeben werden, doch erhielt dies vorläufig der Bischof von Straßburg. In einem Vertrage mit dem Herzoge von Weimar hatten sich die Franzosen allerdings verpflichtet, demselben nach geschlossenem Frieden das Elsaß zu überantworten. Richelieu hätte aber jedenfalls einen anderen Vorwand gefunden, diesen Vertrag nicht zu halten, auch wenn das Schicksal seinen Plänen nicht

insofern zu Hülfe gekommen wäre, daß der Herzog von Weimar, den Kriegsstrapazen erliegend, im Jahre 1639 zu Günningen starb, nachdem er noch ein Jahr vorher gegen die Kaiserlichen bei Wittenweiler und gegen die Lothringer bei Sennheim glänzende Siege erfochten hatte. Noch dauerte der Krieg zwar fast 10 Jahre mit wechselndem Glück, aber mit immer zunehmender Erschöpfung des Landes und der Parteien. Die einzige Macht, welche wenig oder gar nicht geschwächt erschien, und immer neue Armeen herbeiführte, um das Gewonnene zu behaupten, und die Provinz ganz sich zu eigen zu machen, war Frankreich. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Macht den Haupt-, ja den einzigen Gewinn davon trug aus jenem schrecklichen Kriege, welcher 30 lange Jahre die gesegneten Fluren Deutschlands verwüstete, die Bevölkerung des Landes auf den vierten Theil reduzirte, und das ehemals so machtvolle Kaiserreich auf Jahrhunderte hinaus zu einer politischen Ohnmacht ohne Gleichen verdamnte.

Im Westphälischen Frieden, zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648, wurde nebst Breisach das ganze Ober- und Nieder-Elfaß, mit alleiniger Ausnahme des als freie und Kaiserliche Stadt verbleibenden Straßburg, — den Franzosen zugesprochen. Das Schicksal dieser letzteren Stadt sollte sich erst 30 und einige Jahre später entscheiden.

Nach dem 30jährigen Kriege bot das Elfaß ein Bild grenzenlosen Elends. Die Bewohnererschaft schien völlig zu Grunde gegangen, auf den Feldern wucherte das Unkraut, die Dörfer waren eingäschert, — in keinem Landstriche Deutschlands hat der Krieg grausamere Spuren hinterlassen. In Weißenburg beispielsweise waren noch 140 Bürger übrig geblieben, und in Schlettstadt nur 250 von 1300, welche die Stadt vor dem Kriege zählte. Auch der Frieden brachte noch lange keine Erleichterung und Verbesserung, denn schwer lastete der Despotismus Ludwig XIV. auf dem eroberten Lande. Endlich sah man jedoch am Hofe die Nothwendigkeit

ein, irgend etwas für die unglückliche Provinz zu thun, da von Einkünften aus derselben durchaus keine Rede mehr war, und selbst der rücksichtsloseste Steuererheber und Exekutor kein Stück Vieh oder Hausgeräth mehr fand, das er dem Zahlungsunfähigen hätte abpfänden können.

Vor allen Dingen mußte wieder für eine stärkere Bevölkerung gesorgt werden, und erließ daher der König im Jahre 1660 eine Deklaration, welche den Zuzug von außerhalb begünstigen sollte, und auch wirklich begünstigte. Nach derselben wurden alle fremden Ansiedler im Elsaß nicht allein auf 6 Jahre von Steuern und Lasten befreit, sondern man vertheilte unter dieselben auch alle diejenigen Ländereien, welche von ihren alten Besitzern verlassen waren. Außerdem wurde ihnen aus den Staatsforsten das zur Ausbesserung der verfallenen und zum Aufbau neuer Häuser benötigte Bauholz frei verabfolgt. Aus jener Zeit stammen eine Menge von Berechtigungen, mit welchen die Forsten, namentlich im Nieder-Elsaß, schwer belastet sind.

Es schienen nun für die so schwer geschädigte Provinz etwas bessere Tage anbrechen zu wollen, und erholte sich dieselbe allmählich einigermaßen. Zum vollständigen Wiederaufblühen des Landes hätte allerdings eine längere Reihe von Friedensjahren gehört, als dem Lande beschieden waren. Der Ehrgeiz und die Eroberungsjucht des 14. Ludwig ließ aber das Land wie die Welt nicht zur Ruhe kommen. Das rücksichtslose und rechtswidrige Vorgehen dieses Monarchen zwang die benachbarten Mächte auf ihrer Hut zu sein, und drängte namentlich Deutschland, Spanien und Holland zu einem Bündnisse gegen den unruhigen Nachbarn. Im Jahre 1672 rückten die Kaiserlichen in das Ober-Elsaß ein, nahmen daselbst, trotz der Anstrengungen Turenne's, Winterquartiere, und behaupteten sich auch während des ganzen folgenden Jahres. Ende Dezember 1674 gelang es jedoch diesem berühmten Feldherrn mit einer starken Armee die Vogesen bei Belfort und Thann zu überschreiten, die Deutschen in ihren

Winterquartieren zu überraschen und zu schlagen. Am 5. Januar 1675 bemächtigte er sich der Stadt Türkheim, welche trotz des westfälischen Friedens noch treu zu Kaiser und Reich hielt, schlug die Armee der Deutschen bei dieser Stadt, und zwang dieselben, das Elsaß aufzugeben. Daß bei dieser Schlacht das Hülfskorps der Brandenburger unter ihrem Kurfürsten, von der Geschichte der Große genannt, eine hervorragende Rolle spielte, und daß der Letztere eine Zeit lang in Kolmar in dem jetzt noch wohl erhaltenen Kaufhause residirte, dürfte allgemein bekannt sein. Daß die Brandenburger, weil die schwedischen Feinde das eigene Land überflutheten, zum raschen Abzuge und zur Trennung von dem kaiserlichen Heere gezwungen waren, erschien besonders verhängnißvoll für das nunmehr auf fast 200 Jahre besiegelte Schicksal des Elsaß!

Die Franzosen hatten sich nicht mit der Wiedereroberung des Elsaß begnügt, sondern waren über den Rhein gegangen. Sie konnten sich aber daselbst nicht lange behaupten, sondern erlitten nach Turenne's Tode eine schwere Niederlage durch die Kaiserlichen unter Montecuculi und wurden über den Rhein zurückgeworfen. Bis nach Zabern drangen die Deutschen wieder vor, belagerten diese Stadt zugleich mit Hagenua, bis auch sie ihrerseits wieder von den Franzosen unter Condé geschlagen wurden und das linke Rheinufer aufgeben mußten. Der Nachfolger Condé's, der Herzog von Créqui, wollte nunmehr Straßburg dafür züchtigen, daß es, obgleich äußerlich neutral, doch mehrfach den Kaiserlichen den Durchzug durch das Stadtgebiet gestattet hatte. Er verbrannte die große Brücke, nahm das Fort Kehl fort und verwüstete das sich eben wieder erholende Nieder-Elsaß.

Endlich, im Jahre 1678, wurde zu Nimwegen der Frieden geschlossen, welcher Ludwig XIV. im ruhigen Besiß des Elsaß beließ. Doch hatte ihm gerade dieser letzte Krieg wieder gezeigt, daß seine Herrschaft über das Land nicht eher vollständig gesichert sei, als er sich nicht in den Besiß Straßburgs gesetzt hätte.

Als Louvois das Elfaß besuchte im Jahre 1679, beeilten sich die Straßburger städtischen Behörden ihm nach Schlettstadt entgegen zu reisen, und ihm dort ihre Huldigungen darzubringen. Zweifellos wurden damals schon im Geheimen jene Beziehungen angeknüpft, welche die Zukunft der Republik entscheiden sollten. Besonders zwei Männer, der Rechtsbeistand Obrecht und der Syndikus der Stadt, Günzer, betrieben die Sache auf das Eifrigste, und es ist zweifellos, daß französisches Gold seine überzeugende Kraft auf diese und noch andere Mitglieder des Raths ausübte. Dies geht auch schon aus einem damals erschienenen Spottgedicht in lateinischer Sprache hervor, welches den Titel: „Argentinae Argentinae“ führte. Auf eine Anfrage Louvois', was dieser Titel bedeute, erwiderte Günzer, welcher Jenem das Gedicht übersendet hatte: „ich glaube, daß der Autor eine Anspielung machen wollte auf Argentina, d. h. die Stadt Straßburg, und angina argenti, oder das Halsleiden, welches vom Gelde kommt, weil dieses Uebel den Hals so sehr zusammenzieht, daß man nicht schreien, nicht einmal laut sprechen kann. Er wollte dadurch der Stadt Straßburg vorwerfen, daß das Geld, welches sie nach dem durch das ganze Reich gehenden Gerücht erhalten haben soll, um sich der Herrschaft des Königs zu unterwerfen, sie am Sprechen verhindert, und ihr den Mund verschließt!“ So Rouffet in seiner „Histoire de Louvois“. Es fehlte jetzt nur noch an einem Vorwande, und, wo ein solcher eifrig gesucht wird, findet er sich bekanntlich bald. Die Anwesenheit eines kaiserlichen Gesandten, des Baron von Merci, in Straßburg sollte ihn liefern. Man gab sich in Paris den Anschein zu glauben, daß der deutsche Gesandte die Rückkehr der deutschen Besatzung in Straßburg vorbereiten solle. Da begann die letzte Scene der Komödie, und das Spiel ging mit jener geheimnißvollen reisenden Schnelligkeit, in welcher Louvois Meister war, seinem Ende entgegen.

Am 10. September 1681 halten zwei Reiter vor der

Thüre eines obskuren Wirthshauses. Bald darauf kommen zwei andere Reiter dazu. Jene wie diese tragen am Hute blaugelbe Schleifen. Sie treten zusammen, einige leise Worte werden gewechselt, eine gewisse Kassette wird ausgetauscht gegen ein gewisses Briefchen, — die Männer trennen sich und reiten nach verschiedenen Richtungen auseinander. Dies waren Louvois' letzte Instruktionen für den Intendanten des Elsaß, und die Leute des Ersteren, welche von Versailles hergeeilt, hatten sie den Leuten des Letzteren, welche aus Belfort gekommen waren, überbracht. In der Nacht vom 27. zum 28. November, gegen 2 Uhr, näherten sich drei Regimenter Dragoner unter dem Baron von Mskfeld der Stadt und überrumpelten das zunächst am Rhein gelegene Fort derselben. Die Rheinbrücke und alle Posten an beiden Ufern des Flusses wurden sogleich besetzt. Von einem ernstlichen Widerstande konnte nun nicht mehr lange die Rede sein, und bereits am 30. September kam die Kapitulation zum Abschluß. Nach derselben sollte der Stadt ihre Selbstverwaltung, die eigene Gerichtsbarkeit, ihre Religion, ihre öffentlichen Anstalten, Besizungen und Einnahmen ungehindert und ungeschmälert verbleiben, und die bestochenen Freunde der Franzosen versäumten nicht auf das Ehrenvolle und Vortheilhafte dieser Bedingungen hinzuweisen, und die leider nur zu wahre Gleichgültigkeit des deutschen Kaisers gegen diesen Gewaltsakt hervorzuheben.

Im Frieden von Regensburg 1684 wurde Frankreich im Besize von Straßburg bestätigt, und der zu Ryswicl im Jahre 1697 ordnete die Sache definitiv. — Der englische Bischof Gilbert Burnet, welcher 1685 und 86 das Elsaß bereifte, giebt interessante und jedenfalls unparteiische Schilderungen von dem Zustande Straßburgs nach der Wegnahme der Stadt durch die Franzosen. „Bis jetzt habe man den Uebergabe-Vertrag ziemlich gut gehalten und die Befehung noch nicht durch Dragoner in das Werk gesetzt wie anderwärts, daher zählte man auch höchstens 200 Konvertiten in der Stadt . . .

Die Sittenverderbniß vor der Annexion sei eine schreckliche gewesen, und hätte man diesen „Donnerschlag“ gleichsam auf sich herabgezogen. Selbst jetzt sei man noch nicht zum Bewußtsein des Uebels gekommen. Hätten die Bürger nicht aus Stolz und Uebermuth die kaiserliche Garnison zurückgewiesen, ja hätten sie nur eine solche von 500 Mann angenommen, welche ihnen in Betreff ihrer Freiheit doch keine Befürchtungen verursachen konnte, so wäre es den Franzosen nicht möglich gewesen die Stadt zu belagern, ohne zugleich dem Reiche den Krieg zu erklären. Anstatt eine geringe Garnison zu nehmen, unterhielten die Straßburger eine eigene Heeresmacht von 3000 Mann, welche ihre Mittel erschöpfte und doch nichts ausrichten konnte, als die Franzosen mit einem großen Heere vor der Stadt erschienen. Die Aufhebung des Edicts von Nantes brachte über das Elsaß wieder die traurigsten Erschütterungen. Die Kirchen der Protestanten wurden geschlossen, entheiligt und selbst zerstört, von Banden fanatischer französischer Soldaten. Die Prediger wurden eingekerkert und vertrieben. Man brauchte Gewalt, um diejenigen Bewohner zu bekehren, welche sich durch Geld und andere unmoralische Mittel von ihrem Glauben nicht abwendig machen ließen. Jeder Befehte mußte schriftlich bezeugen, daß er nicht durch Zwang, sondern aus freiem Willen und voller Ueberzeugung in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgekehrt sei. Alle Bürgermeister, Gerichts- und andere Beamte mußten entweder ihren Glauben abschwören, oder ihr Amt niederlegen. Wer es nicht freiwillig that, hatte 100—200 Thaler Strafe zu zahlen. Ebenso verfuhr man mit allen Gastwirthen, Bäckern, Metzgern und Gewerbtreibenden jeder Art. Dagegen wurden die neu Befehten von allen öffentlichen Lasten, namentlich der Einquartierung, befreit, welche die Protestanten allein zu tragen hatten. Da verließen, wie aus dem übrigen Frankreich, so auch aus dem Elsaß, hunderte und tausende von Familien, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, ihr Geburtsland, und suchten und fanden eine

neue Heimath in den protestantischen Theilen Deutschlands, namentlich aber in Kur-Brandenburg, woselbst sie von dem weisen Beherrscher des Landes, dem großen Kurfürsten und seinem Nachfolger, mit offenen Armen empfangen wurden, und nicht wenig dazu beitrugen, Bildung, Intelligenz und Industrie in jenen verödeten und verarmten Gegenden zu verbreiten.

Während des spanischen Erbfolgekriegs drangen die Kaiserlichen aufs Neue in das Elsaß ein, und nahmen im Jahre 1705 unter anderen auch die Stadt Weissenburg ein. Sehr bald wurde der Ort jedoch vom Marschall Villars zurückerobert. Dieser Letztere legte daselbst die berühmten Weissenburger Linien an, welche noch bis in die neueste Zeit hinein so viel französisches und deutsches Blut kosten sollten.

Ebenso resultatlos verlief ein anderer Kriegszug der Deutschen zur Rückeroberung des Elsaß im Jahre 1709.

Noch einmal, während des österreichischen Erbfolgekrieges, namentlich im Jahre 1744, hatten die Deutschen vorübergehende Erfolge im Elsaß. Im Ganzen und Großen war aber das 18. Jahrhundert ein ruhiges und glückliches für das schöne Land, welchem es während dieser Zeit nicht allein gelang, die schweren Wunden, die ihm die unaufhörlichen Kriege geschlagen hatten, wieder zu heilen, sondern das sich auch, besonders von der Mitte dieses Jahrhunderts ab, zu einem hohen Wohlstand erhob, und damals die Keime zu der Industrie legte, welche bald den Ruhm und den Reichthum der Provinz ausmachen, und in der übrigen Welt kaum erreicht, geschweige denn überflügelt werden sollte.

Von den Ausschweifungen unter der Regierung des Regenten und des 15. Ludwig's wurde das Elsaß nicht berührt, es begrüßte aber mit Freuden die Thronbesteigung Ludwig's XVI. im Jahre 1774.

Bis Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die Vermählung des nun mehr als 100 Jahre dem französischen Scepter unterworfenen Landes noch kaum nennenswerthe

Fortschritte gemacht. Unter den vielen für diese Behauptung sprechenden Zeugnissen ist eines der überzeugendsten, weil zweifellos unparteiisch, das des Engländers Arthur Young, welcher in seinen „Reisen in Frankreich in den Jahren 1787—1789“ von den im Elsaß gewonnenen Eindrücken Folgendes berichtet:

„In Zabern könnte ich mich wahrhaftig in Deutschland fühlen. Die Zimmer werden durch Kachelöfen geheizt. Der Küchenherd ist drei oder vier Fuß hoch. Mehrere andere kleine Einzelheiten beweisen, daß man bei einem anderen Volke ist. Auf hundert Menschen kommt kaum einer, der ein Wort französisch versteht. Das Studium der Karte von Frankreich und der Geschichtsschreiber Ludwig XIV. haben mich die Eroberung des Elsaß nicht so verstehen gelehrt, als diese Reise. Eine hohe Gebirgskette zu überschreiten, in eine Ebene zu bringen, welche von einem Volke bewohnt wird, das sich von den Franzosen durch seine Vorstellungen, seine Sprache, seine Sitten, seine Vorurtheile und Gewohnheiten durchaus unterscheidet; alles dies gab mir einen viel überzeugenderen Begriff von der Ungerechtigkeit einer solchen Politik, als alles das, was ich darüber gelesen hatte. So sehr übertrifft die Gewalt der Thatfachen die der Worte!“ In seinem Tagebuche fährt Arthur Young fort: „Ueber den Rhein gegangen, um etwas von Deutschland zu sehen, aber an nichts konnte ich entdecken, daß ich ein anderes Land betrat. Das Elsaß ist deutsch. Das Gebirge allein bildet die Trennungslinie.“ Und weiter schreibt er von Schlettstadt aus: „In Straßburg und im ganzen Lande, durch welches ich gekommen bin, tragen die Frauen die Haare aus dem Gesicht zurückgestrichen, auf dem Scheitel gethürmt und hinterwärts in drei Zoll dicke runde Zöpfe geflochten. . . . In diesem Lande ist alles deutsch, sobald man aus den Stadthoren heraus ist; die Gasthäuser haben große gemeinsame Säle mit immer gedeckten Tischen, an welchen die verschiedenen Gesellschaften Platz nehmen, reiche wie arme. Auch die

Rübe ist deutsch. Man nennt „Schnitz“ ein Gericht, welches aus Speck und getrockneten Birnen besteht. Die Schüssel sieht aus, als ob sie von der Tafel des Teufels käme, doch war ich sehr erstaunt, dies Gericht mehr als genießbar zu finden.“ Doch genug von diesen, uns durch Stöber aufbewahrten Erinnerungen. — Die Gedanken der großen Revolution fanden im Elsaß begeisterten Wiederhall, namentlich wurden die Dekrete der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789, welche sämtliche Privilegien abschafften, von der ländlichen Bevölkerung, die unter feudalem Druck zu keinem rechten Aufschwung gelangen konnte, mit Jubel begrüßt. Erhebliche Ernüchterung brachte die Schreckensherrschaft, die durch ihre Sendboten besonders die großen Städte des Elsaß beglückte. In Straßburg setzte der berüchtigte eidbrüchige, frühere katholische Priester aus Bayern, Eulogius Schneider, bis zu seiner Gefangennehmung und Hinrichtung in Paris, 1793, die Guillotine in umfassende Thätigkeit, indem er daselbst die Rolle des Pariser Fouquier Thinville spielte. Noch im selben Jahrhundert, im Jahre 1797, wurde auch die letzte, dem französischen Scepter so lange nicht unterworfenene Stadt des Elsaß, die kleine Republik Mülhausen, bewogen, die Aufnahme in den großen französischen Staatsverband nachzusuchen. Die bedeutendste Triebfeder zu diesem Entschlusse bildeten die industriellen Verhältnisse dieser Stadt, welche mitten im französischen Gebiet gelegen, in Bezug auf Handel und Wandel sehr viel Aehnlichkeit mit einer belagerten Feste hatte. Am 29. Januar 1798 wurde die Einverleibung unterzeichnet.

Daß das Elsaß den Revolutionsheeren, ganz besonders aber den Armeen Napoleons I. die besten Soldaten und einzelne hervorragende Führer gab, ist allgemein bekannt. Einer der berühmtesten unter den Letzteren ist der höchst brave und ehrenwerthe General Rapp, ein Kolmarer, dessen etwas fantastische Statue auf dem sogenannten Marsfelde in seiner Vaterstadt steht.

Trotzdem nun die Jugend des Elsaß dem ersten Napoleon auf alle seine Schlachtfelder folgte, und mit einem erheblichen Prozentsatz in deutscher Erde und unter russischem Schnee ein vorzeitiges Ende fand, nahm der Wohlstand des Landes unter dem Kaiserreiche bedeutend zu, und Handel wie Industrie erhoben sich auf einen bisher unerreichten Standpunkt. Mülhausen blühte durch seine Gewerthätigkeit, und Straßburgs Handel hat weder vorher noch nachher einen solchen Höhenpunkt erreicht. In Folge der Blokade der französischen Häfen war diese Stadt der Stapelplatz aller möglichen Lebensmittel geworden, welcher ganz Frankreich zu versorgen hatte. Mit dem Sturze Napoleons nahm dieser Glanz ein plötzliches Ende; jedoch kam der Stadt die kolossale Anhäufung von Lebensmitteln wohl zu Statten, da sie eine lange Belagerung durch die verbündeten Mächte (6. Januar bis 13. April 1814) auszuhalten hatte.

Der Rückkehr des Kaisers aus Elba jubelte die elsässische Bevölkerung entgegen und scharte sich aufs Neue unter seine Banner. Doch war der Wahn bekanntlich nur kurz. Die Verbündeten führten ihre Armeen wieder über den Rhein und umschlossen Straßburg aufs Neue mit eisernen Armen. Vom 28. Juni bis zum 15. September 1815 dauerte diese zweite Belagerung, unter welcher die Bürger schwer zu leiden hatten. Nach dem definitiven Sturz Napoleons und der Wiedereinsetzung der Bourbonen hielten die Verbündeten die Stadt und einen Theil des Elsaß noch bis zum Jahre 1818 besetzt, zogen sodann aber wieder über den Rhein zurück, da die Mahnung einiger weitblickender Patrioten, das — mit Ausnahme einiger größeren Städte — selbst damals noch in überwiegendem Maße deutsch gebliebene Land dem Deutschen Reiche wieder zurückzugeben, wegen der Eifersucht der verbündeten Mächte, der unheilvollen Politik Metternichs und der romantischen Großmuth Alexanders, ungehört verhallt war.

Man hat sich in neuerer Zeit vielfach in Muthmaßungen darüber verloren, wie die Ereignisse sich wohl gestaltet haben

würden, wenn schon 50 Jahre früher die granitenen Grenzzeichen von den Ufern des Rheines aufgenommen und oben auf dem Kamme der Vogesen eingelassen worden wären? Wohl möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß die Sehnsucht nach den sogenannten „natürlichen Grenzen“ und nach einer „Revanche für Waterloo“ bereits früher, etwa zu Anfang der vierziger Jahre, — die Gemüther unserer Nachbarn so mächtig erregt hätte, daß der Ruf nach einer Revanche für Sadoma, welcher bald nach den Ereignissen von 1866 an der Seine erschallte, nicht mehr zu dämpfen gewesen und die Kriegsfurie schon damals entfesselt worden wäre. Ebenso wahrscheinlich ist es aber, daß dann auch in Deutschland der Jahrzehnte lang mit Gewalt zurückgehaltene Drang nach nationaler Einheit zum unwiderstehlichen Durchbruch gekommen, und die Abweisung der Gegner eine ebenso energische gewesen sein würde, wie sie es jetzt war! Müßig ist es, allen solchen Spekulationen der Fantasie nachzuhängen, mit einem festen Ziel für die Zukunft vor Augen leben wir der Gegenwart, und diese bietet uns auf unserem Posten hier Arbeit, aber auch Freude in Menge.

Nach menschlicher Voraussicht ist nunmehr eine lange Friedensära zu erwarten, welche dem Elsaß in jeder Beziehung zu Statten kommen soll und wird. Sollte es aber, was Gott verhüten möge, in ferner Zeit für Deutschland noch einmal zur unabweislichen Nothwendigkeit werden, zu einem neuen Vertheidigungskampfe das Schwert zu ziehen, so werden es kaum die Fluren und Weingärten dieses schönen Landes sein, in welchen der Streit zur Entscheidung kommt, und das sicher umgürtete, selbst aber entvestete und daher innerlich wie äußerlich zu freier Entwicklung gelangte Straßburg, die jetzt mehr als je „wunderschöne Stadt“, hat nicht mehr zu zittern weder für das erhabene Denkmal Erwins, noch für die übrigen dort aufgehäuften Schätze geistiger, wie materieller Art.

II.

Aus der Vorgeschichte der Stadt Mülhausen im Elsaß.

Es dürfte kaum einen zweiten Landstrich in Europa geben, dessen Vorgeschichte so genau durchforscht und bereits so klargelegt ist, wie derjenige, welcher zwischen den Vogesen und dem Rhein gelegen, wie vor unvordenklicher Zeit noch heute das „Elsaß“ genannt wird. Freilich findet sich wohl auch schwerlich an einer zweiten Stelle ein so reiches Material an Urkunden, Briefen und Handschriften, die in fast wunderbarer Weise, trotz aller Wechselfälle des Schicksals, der Nachwelt erhalten worden sind, als in den Archiven der Städte gerade dieses Landes. In ihnen findet der Forscher die Geschichte des Elsaß klar und ausführlich daliegend, und in der Naivetät der alten Chronikschreiber, unter dem Staube der Actenbündel und Register, athmet und lebt es, und steigen längst vergangene Zeiten in früherer Frische und Ursprünglichkeit wieder zum Licht heraus. Bis zum 13. Jahrhundert ist von der jedenfalls schon viele Jahrhunderte vorhanden gewesenen Stadt Mülhausen nichts historisch Verbürgtes zu melden. Jenes Jahrhundert war erst die Zeit der entstehenden Städte und ihrer wachsenden Bedeutung gegenüber dem allmächtigen Ritterthum, welches die Concurrenten seiner bisher unangefochten gebliebenen Macht niederzuhalten bestrebt war. Von da ab ein durch viele Jahrhunderte fortgesetztes Ringen

zwischen den alten, großen und kleinen „Herren“ und den neu entstehenden Gemeinschaften — eine Bewegung, welche nicht eher zum Abschluß kam, als bis eine neue Zeit angebrochen und ein starker Einzelwille beide Gewalten gebeugt und sich unterthänig gemacht hatte.

Mülhausen war wegen seiner eigenthümlichen geographischen Lage besonders lange Zeit der Zankapfel für den Ehrgeiz seiner mächtigen Nachbarn. Namentlich wünschten die streitbaren Bischöfe von Straßburg die Stadt ihren Besitzungen anzureihen, und einer derselben, Heinrich von Stahleck, bemächtigte sich derselben auch wirklich im Jahre 1246. Er setzte dort einen Landvogt ein, welcher die Stadt während eines Zeitraums von 15 Jahren außerordentlich bedrückte. Um sich von diesem unerträglichen Joche zu befreien, öffnete die Stadt im Jahre 1261 willig ihre Thore dem mit einer Heeresmacht vor derselben erschienenen Grafen und nachmaligen Kaiser, Rudolf von Habsburg. Der Landvogt wird in seinem Schlosse belagert und letzteres zerstört. Der Nachfolger Stahlecks auf dem Straßburger Bischofsstiz, Walter von Geroldseck, machte wiederholt vergebliche Anstrengungen die Stadt zurückzuerobern, und — es sei hier gleich erwähnt — die Ansprüche der Bischöfe auf den Besitz der Stadt ließen erst nach, als der Kaiser Heinrich VII. sich gütlich mit den geistlichen Herren einigte, indem er ihnen einige im Unter-Elfaß gelegene Ortschaften als Entschädigung zu eigen gab. Mit jener Uebergabe an Rudolf von Habsburg war die Stadt Eigenthum der österreichischen Herzöge geworden. Als jedoch Rudolf den Thron der Hohenstaufen bestiegen hatte, konnte der ehemalige Lehensträger des Reiches seine Interessen als Kaiser nicht denen des Hauses Oesterreich unterordnen. Weit entfernt aber, aus seinen ausgedehnten Besitzungen eine Apanage des Reiches zu machen, wollte er das Kaiserreich selbst zu einer Apanage des Hauses Oesterreich stempeln. Im Jahr 1273 erklärte Rudolf Mülhausen zu einer reichsunmittelbaren Stadt und verlieh ihr die sämtlichen Privilegien

anderer kaiserlichen Städte. Adolf von Nassau, Rudolfs Nachfolger, gab der Stadt eine Art Verfassung, welche besonders merkwürdig ist wegen der durch dieselbe garantirten Unverletzlichkeit des Domicils. Dieselbe war so weitgehend, daß ein Bürger, selbst wenn er wegen Mordes angeklagt war, sich ruhig in seinem Haus einschließen, aus dem Fenster sehen und dem Richter, welcher sich auf der Straße etablirt hatte, antworten konnte.

In diese Zeit fielen auch mehrfache barbarische Judenverfolgungen. Im Jahre 1290 aus der Stadt vertrieben, müssen die geplagten Juden dennoch bald wieder die Gelegenheit erpäht haben in dieselbe zurückzukehren, da die Chronik von einer neuen Heze gegen sie im Jahre 1348 erzählt, welche das Auftreten des „schwarzen Todes“ in der Stadt hervorgerufen hatte.

Nach dem Tode des Sohnes und des Enkels von Rudolf von Habsburg ging die deutsche Kaiserkrone auf Ludwig von Bayern und darauf auf das Haus Luxemburg über. Anstatt nun mit einem Kaiser zu thun zu haben, welcher zu gleicher Zeit das Haupt der Familie Habsburg war, fanden die Städte in ihrem kaiserlichen Oberherrn einen natürlichen Feind jenes mächtigen Hauses und den vorzüglichsten Vertheidiger ihrer Freiheiten gegen die alten Landgrafen. Aus jenen Zeiten datiren die Diplome, durch welche Ludwig von Bayern, Karl IV., Wenzeslaus, Sigismund den reichsunmittelbaren Städten ihre Unveräußerlichkeit zusichern; jene Rescripte, welche ihre Bürger sicher stellen, daß sie sich nur ihrer eigenen städtischen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen haben; jene Verordnungen, welche dem Provinzialrichter im Ober-Elßaß untersagen, Untertanen des Reiches vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Die Hohenstaufen, Adolf von Nassau und Heinrich VII. handelten nicht anders, um die Gerichtsbarkeit der Habsburger über die Schweizer Waldstätte lahm zu legen.

Trotzdem unternahmen es die österreichischen Herzöge vielfach, die der Stadt Mülhausen gewährten Freiheiten

anzutafeln, was jedoch jedesmal bittere Klagen der Stadt bei dem Kaiser hervorrief und an der Unterstützung des letzteren immer wieder scheiterte. Da bemühte sich das Haus Oesterreich auf eine andere Weise Einfluß auf die Geschicke der Stadt zu gewinnen. Mit Hilfe seiner Lehenspflichtigen suchte es Streit und Reibereien mit Mülhausen anzustiften, wo es sich irgend thun ließ, damit es dann als Schiedsrichter, beziehungsweise als Protector der ihm so höchst unbequemen Stadt auftreten konnte. Kein Mittel wurde gescheut, um die ganz von österreichischen Besitzungen umgebene Stadt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Aber die Bürger von Mülhausen ließen sich nicht einschüchtern. Ganz vergeblich erhoben die Edlen von Wunnenberg, von Regisheim, von Haus, von Zädingen, von Maasmünster, von Hohenfirst, von Helfenstein seit dem Ende des 14. Jahrhunderts unaufhörliche und immer neue Schwierigkeiten, um sie zu veranlassen, den jedesmaligen Herzog von Oesterreich als gemeinsamen Landesherrn anzuerkennen. Umsonst versuchten es unzufriedene und bestochene Bürger, die Stadt vor die schrecklichen Behmgerichte Westfalens zu laden, deren unbillige und furchtbare Richtersprüche es als eine Wohlthat hätten erscheinen lassen, Recht zu suchen bei der erst kürzlich in Ensisheim eingesetzten Regierung der Herzoge. Mülhausen widerstand jeder Lockung und wußte sich aus jeder Schlinge zu ziehen.

Wenn die frühere Jurisdiction der Landgrafen auch fernerhin als von Kaiser und Reich ausgehend verblieben wäre, statt daß sie jetzt im Namen der Herzoge von Oesterreich ausgeübt wurde, so hätten die ober-elsäßischen Städte Kolmar, Mülhausen, Kayfersberg, Münster und Türkheim keinen Grund gehabt sich derselben zu entziehen, wohl aber ihren Vortheil darin gefunden sich ihr zu unterwerfen. Die Lehenspflichtigen und die Bürger unterlagen in ihrem Wohnorte der Gerichtsbarkeit des Herrn oder der Stadt, blieben aber deren „Schirmverwandte“ bei jedem Streite, der vor einem auswärtigen Gerichtshof zu entscheiden war. Herr und Stadt

ließen den Ihrigen auch vor dem fremden Tribunal vollen Schutz angedeihen, und wenn die dort gefällte Entscheidung ihnen mißfiel, so griff man zu den Waffen, in jenen Zeiten nicht allein die „ultima ratio“ der Könige, sondern auch ihrer Unterthanen. Als die Städte in den Jahren 1342 und 1346 ihre ersten Verträge mit einander schlossen, war ihr Zweck nicht allein der gegenseitiger Hülfe, sondern sie wollten sich vor allen Dingen eine gemeinsame Gerichtsbarkeit schaffen, welche niemand unterdrückte und die nicht bedrohlich für ihre Freiheit erschien.

Mülhausen blieb trotz dieser Bündnisse übel daran. Mitten in den österreichischen Besitzungen gelegen und entfernt von seinen Bundesgenossen, war es fast außer Stande in wirksamer Weise Hülfe zu bringen oder zu erhalten, wenn die Noth es erforderte. Der Kaiser Sigismund und sein Landvogt Wölffel hatten den Bürgern zwar die Erlaubniß gegeben Stadtmauern und Gräben mit Palissaden zu errichten, „um sich gegen das Haus Oesterreich und die fremden Fürsten, welche sie dem Reich abwendig machen könnten, sowie gegen die Edlen in der Nachbarschaft, die sie neckten und störten, vertheidigen zu können“ — aber was konnten diese Schutzwehren helfen, wenn die Söldner der Stadt genöthigt waren, mit denen des „Rehnstädtebundes“ im Felde zu liegen gegen Hans Erbe, den Markgrafen von Baden, den Herzog von Lothringen, oder gegen die Armagnacs?

Ganz besonders diese letzteren wurden zu einer wahren Geißel des Landes. Der Kaiser selbst hatte sie herbeigerufen, so daß sie gewissermaßen in dessen Namen das Land ausraubten. Der dem Haus Oesterreich ganz ergebene Adel sympathisirte durchweg mit diesen wilden Schaaren, und nur die Masse des geringen Volkes, welches am schwersten von jenen zu leiden hatte, war entrüstet über die Gleichgültigkeit der Edlen. „Wir haben Könige, Landvögte und Herren“, klagte man, „ein jeder treibt ohne Rücksicht seine Steuern ein, aber an die Beschützung und Vertheidigung unseres Eigen-

thums, unserer Ernte, unseres Lebens denkt keiner.“ Diese gewiß gerechtfertigte Unzufriedenheit, dieser immer wachsende Grimm — von dem der Schriftwechsel der Stadt Kolmar mit dem kaiserlichen Unterlandvogt im Elß, Reinhard von Neiperg (1444), ein herabtes Zeugniß ablegt — war der Vorbote des Sturmes, welcher achtzig Jahre später losbrechen sollte. Um ihn zum Ausbruch kommen zu lassen, bedurfte es nur noch des Wortes der Reformatoren, welche dem Volke die Lehre brachten, daß die Fürsprache der Priester für sein Seelenheil nicht wirksamer sei als die Waffen der Edlen, ihrer Herren, um sie gegen die Armagnaken zu vertheidigen!

Als erst das Vertrauen des Volkes zu seinen Herren verloren gegangen war, fand bald auf der einen Seite das Mißtrauen, auf der andern der Mißbrauch der Gewalt keine Grenzen mehr. Die Unruhe schwand nicht mit dem Zurückweichen der letzten Banden über die Vogesen. Die unheimlichsten Gerüchte liefen durch das Land. Die Städte setzten sich in den bestmöglichen Vertheidigungsstand und begehrten eine von den anderen Hilfe. Bewaffnete Schaaren zeigten sich überall. Ein jeder fühlte sich bedroht. Endlich schlug das Wetter ein und forderte zwei Opfer. Am 23. October 1448 überfiel ein Trupp Edler, von anderen österreichischen Ländern herübergekommen, die Stadt Rheinfelden, plünderte sie und verjagte die Bewohner. Einige Tage später über-rumpelte der Abt von Murbach, Bartholomäus von Andlau, die Stadt Gebweiler, nahm Besitz von der Stadt und setzte den Magistrat ab. Diese Erfolge ermuthigten zu stets neuen Thaten gleicher Art. Seit 1452 liegt Peter von Regisheim mit der Stadt Münster im Kriege. Etwas später bemächtigt sich Johann von Lützen, der die österreichische Herrschaft „Hohe Landbsurg“ zum Lehen hatte, bei Nacht mit stürmender Hand der Stadt Türckheim und läßt seine Vasallen von Ammerschweier und Riensheim auf Ransersberg los.

Es fehlte nur an einer Gelegenheit, um der Stadt Mülhausen ein gleiches Schicksal zu bereiten, und da sich

eine solche nicht von selbst finden wollte, so wurde sie vom Zaune gepflückt.

Als man am 2. November 1465 das Baseler Thor zu Mülhausen öffnete, fand man einen Brief vor demselben mit der Aufschrift:

„Dieser brieff gehört dem stet mester und dem rat zu Mülhuszen.“

Da derselbe eine Aera langjähriger Kämpfe einleitet, namentlich aber der wegen der Geringsfügigkeit des Objectes, später „Sechs-Blappertkrieg“ benannte, Handel mit diesem Briefe seinen Anfang nimmt, sei das Schreiben nach dem im Archive zu Mülhausen befindlichen Original hier wörtlich wiedergegeben:

„Mester vnd rat von Mülhuszen, ich Ion nich wissen, ich Herma Clee, dasz uch wol zu wissen ist von Hans Bely wegen dem Müller lidlonsz wegen dasz ich an uch vnd in mit recht vnd fast erfordirt han for zunst und form schulzen er vnd Werlin von Dubingen, und do ger (be) ich noch hut des dags dasz sy mir kerung und wandel dar vm duind vnd mirsz entwordine in achdagen gon Berken (Bergheim) in einsz wirtszhusz genemt ist ketrin wirtin.“

Also, der Hermann Clee, oder, wie er später auch wohl genannt wird, „Kley“ oder „Kleybe“, ein Müllerknecht, beschwert sich beim Rath der Stadt, daß die beiden Meister, bei denen er gearbeitet, ihm seinen Lohn widerrechtlich vorenthielten. Er behauptete sein Recht bereits bei der Zunst und dem Schultheiß vergeblich gesucht zu haben, und verlangt: die Stadt solle für ihn eintreten und ihm das Geld binnen acht Tagen nach Bergheim schicken.

Der Magistrat, voller guten Willens die Sache beizulegen, vernahm sofort die beschuldigten Meister, und diese erklärten sich auch bereit die Summe, welche sie dem Clee wirklich schuldeten, an den vom letzteren bezeichneten Ort zu senden.

Dies war aber nicht das, was der Müllerknecht oder

vielmehr die im Geheimen hinter ihm Stehenden wollten. Am 15. December fand man am gleichen Ort zu Mülhausen ein anderes Schreiben des Clee vor, in welchem er dringender wurde, und auch Ersatz für die gehaltenen Kosten und Auslagen verlangte. Hierauf forderte ihn der gewiß friedfertig gesinnte Magistrat auf: wenn er dem Ausspruch der Zunft kein Vertrauen schenken wolle, möchte er den Rath von Colmar, oder von Schlettstadt, oder auch den Vogt und Rath von Bergheim als Schiedsrichter annehmen.

Bis zum Frühjahr ließ Clee nichts von sich hören. Erst am 9. April 1466 wurde, wiederum am Baseler Thor zu Mülhausen, der folgende Absagebrief vorgefunden:

„Meister vnd rot vnd ganz gemein gemeinlich der stat zu Mülhuseu losz ich Herman Kle wissen:

Alsz ich vor langem an uch min lidlon herfordert han vnd ander vmbbillich sachen so mir von uch beschehen und begenet sind, dasz sich mit der worheit zu sener zit wol befinden sol, die wil ich nun minsz lidlonsz also vnz ston, vnd mir von uch kein begnuegen beschiht, des ich mich zu uch ganz nit hat versehen, vnd hat wol gemeint ir hetten mich langes vnzgewlesen minsz lidlonsz.

Sit dem wol das solliches nit beschehen ist, so mag ich sin lenger num herwartten, und wil vmb ensemliches uewer vnd aller der ueweren so uch zu versprechen vnd zu verantwortten stont figent sie und bliiben also lang bis mir ein begnuegen vmb min lidlon vnd ander sachen kosten und schaden beschiht, vnd was sich in sollicher Eigentschafft macht, es sig mit nom, totslad oder anner scheidung wie sich das macht und begit, so will ich min er hiemit bewahrt han, vnd wo ich einiger bewarung me dorrfft wil ich mit diesem mienem offnen brief vuch gethon han.

Geben vnd versiegelt mit Hans Kle ingesiegel vff mittwoch nest noch dem heiligen osterdag in dem ses vnd sechtzigsten jar.“

Noch beunruhigten sich Magistrat und Bürgerschaft nicht sonderlich über die Drohungen des untergeordneten, und, wie

es scheinen durfte, nicht viel vermögenden Feindes. Der Vorsicht halber wandte man sich jedoch an den damaligen österreichischen Unterlandvogt, Heinrich Reich von Reichenstein, erbat und erhielt von diesem die Erlaubniß den Clee auch auf dem von ihm verwalteten Gebiete zu verfolgen.

Bald aber wurde die Sache ernst. Schon am 16. April, also nur wenige Tage nach dem erhaltenen Absagebrief, überfiel ein kleiner Trupp Bewaffneter eine Anzahl Bürger, welche die Stadt verlassen hatten, plünderte sie aus und führte sie gefangen fort. Gleichzeitig erhielt die Stadt einen zweiten Absagebrief, diesmal von Peter von Regisheim, welcher, wie man sich erinnert, schon mit Münster in Fehde lag. Peter erklärte einfach: „er habe den ehrenwerthen und klugen Herman Clee bei sich aufgenommen und ihm seinen Beistand versprochen, bis derselbe mit seiner gerechten Forderung von der Stadt befriedigt sei!“

Gleich am anderen Tage beschwerte sich Mülhausen bitterlich bei Reichenstein über den neuen Feind und darüber, daß der Unterlandvogt ruhig zusehen könnte, wie der österreichische Vasall, Peter von Regisheim, österreichisches Gebiet dazu benutzte, um der Stadt zu schaden.

Reichenstein bewegte sich in seiner Erwiderung in wenig bedeutamen Ausdrücken, stellte es in Abrede, daß Peter ein Lehensträger des Hauses Oesterreich sei, dehnte jedoch seine bereits gegebene Erlaubniß dahin aus: daß die Stadt ihre sämmtlichen Feinde auf österreichischem Gebiete verfolgen dürfe.

Schnell mehrten sich jetzt diese Feinde. Am selben Tag erhielt Mülhausen drei weitere Kriegserklärungen. Die Edlen v. Landeck, v. Blumeneck, v. Regisheim, v. Ruttnach, v. Balschwiller, v. Falkenstein, v. Haus, v. Kappeler, fast alle Lehensträger des Hauses Oesterreich, im Verein mit zwanzig niedrig gebornen Knechten, zeigten dem Magistrat an, daß sie Peter v. Regisheim in seinem Kriege gegen die Stadt zur Seite stehen würden.

Gerade zu dieser Zeit sollten die Abgeordneten des Zehn-

städtebundes in Straßburg zusammen kommen, um über gemeinsame Angelegenheiten zu berathen. Bedroht, wie Mülhausen es war, schien es nicht gerathen Notable der Stadt dorthin zu entsenden. Statt dessen ging ein ziemlich langer Beschwerdebrief an den kaiserlichen Oberlandvogt ab, und die dringende Bitte an die Verbündeten, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Die erbliche Ober-Landvogtschaft war im Jahre 1415 vom Kaiser Sigismund dem Hause der Pfalzgrafen vom Rhein übertragen. Der damalige ausgezeichnete Pfalzgraf, Friedrich der Siegreiche, hatte zum Stellvertreter bei der „Defapole“ seit 1463 dem Wildgrafen Johann v. Daun bestellt. Der Letztere befürwortete bei dem Städtetag, welchem er präsidirte, die Anträge Mülhausens um so mehr, als man sich gerade mit Berathung von Maßregeln beschäftigte, welche die Städte Kaisersberg, Münster und Türkheim gegen den Grafen v. Lupfen und dessen Verbündete sichern sollten. Da jedoch die Abgeordneten in Betreff Mülhausens ohne Instruktionen zu sein erklärten, schrieb der Wildgraf an den österreichischen Oberlandvogt zu Ensisheim und bat ihn die Freigebung der gefangenen Mülhäuser Bürger und die Erstattung des ihnen zugesügten Schadens zu veranlassen. Die Regierung oder jeder andere Gerichtshof solle den Streit rechtlich entscheiden, und verpflichtete er sich durchzusetzen, daß die Stadt jedem Spruche sich willig unterwerfe.

Reichensteins Antwort leistet außerordentliches in diplomatischen Künsten und Kniffen. Die österreichische Regierung könne gar nichts in der Sache thun, da Peter v. Regisheim sein Schloß Ober-Hattstadt nicht von Oesterreich zu Lehen trage und die im Streite verwickelten Vasallen des Hauses gegen ihren Willen durch eine handvoll untergeordneter Knechte dazu gekommen wären. Dies sei ein Handel, in dem nichts zu gewinnen, wohl aber viel zu verlieren sei. Er könne der Stadt daher nur rathen, sich so bald als möglich mit ihren Feinden gütlich zu vergleichen.

Da nun auch diese Hoffnung, wenigstens vorläufig, fehlgeschlagen war und auf den Beistand der Defapole kaum mehr gerechnet werden durfte, entschloß sich Mülhausen am 13. Mai einen Waffenstillstand bis zum 10. Juni zu schließen, während dessen der von der Regierung dazu bestimmte Hans Friedrich v. Haus sein Möglichstes zu thun versprach, um einen Vergleich herbeizuführen.

Inzwischen entsendeten die „Kaiserlichen Städte“ eine Deputation nach Heidelberg, um ihre Sache beim Pfalzgrafen selbst zu betreiben, und der Wildgraf Daun schrieb zum andernmal einen recht eindringlichen Brief nach Ensisheim, in Folge dessen der Herzog Sigismund von Oesterreich seinen Rath, Ludwig von Maßmünster, an den Pfalzgrafen abordnete. Dieser suchte die alleinige Schuld aller Zerwürfnisse auf den Grafen von Rüpfen und auf dessen Hauptmann, Peter v. Regisheim, zuwälzen, und wenn er auch zugeben mußte, daß die Beschwerden des kaiserlichen Landvogts begründet seien, so behauptete er doch, daß sich alles ohne Vorwissen des Herzogs von Oesterreich zugetragen habe, und daß auch dessen Beamte ohne Schuld seien.

„Da die Sache sich so verhält,“ erwiderte der Pfalzgraf, „so kann ich die Ordnung derselben dem Herzog überlassen. Ich lasse ihn ersuchen den Streit entweder gütlich zu schlichten oder ihn bis zum Jakobstage (25. Juli) durch richterlichen Ausspruch beizulegen. Sollte sich aber Johann v. Rüpfen dem Urtheilspruch nicht fügen, so erwarte ich, daß der Herzog mir Beistand leiste ihn mit Gewalt der Waffen zu händigen.“

Als Ludwig v. Maßmünster mit diesem Bescheide zurückgekehrt war und ernstliche Anstalten machte im Sinne desselben vorzugehen, wurde ein Theil der Edlen stugig, und einer nach dem andern suchte sein Haupt aus der Schlinge zu ziehen und seine persönliche völlige Unschuld nachzuweisen.

Die Städte blieben während dieser Zeit nicht unthätig. Mit Ausnahme von Türkheim, welches zur Zeit noch in den

Händen der Sieger war, beschloffen sie den Hauptfriedensförnern, Johann v. Rüpfen und Peter v. Regisheim, in ihren Schlupfwinkeln selbst zu Leibe zu gehen. Sie vereinigten ihre Heeresabtheilungen und übertrugen dem Hauptmann Peter Stügel den Oberbefehl über dieselben. Derselbe legte sich zuerst vor das sehr feste Schloß von Egisheim, und vermochte bereits am 5. Juni von Türkheim aus an den Magistrat von Mülhausen den nachfolgenden Brief zu richten:

„Min früntlich dienst beuor Lieben vnd guten Fründe, ich tuu uch zewissen das ich uff gestern mitwöche, die schloßz Hochen Egenszheim mit dem sturm gewonnen, vuch dasselbliche schloß ganz usgebrennt vnd zerstört, usgescheiden sant Bankrazien capellen, vnd uweren vient, den müller vnd rechten secher mit andern namlichen selb dritte, erstechen lossen habe, wollte ich nit lossen danne uch das verkünden ob ir in einicherley tädinge mit imme gestandt wären, uch wissen darnach zu richten.

Datum ipso die festi corporis Christi anno lxxj.

Peter Stügel, Hauptmann zu Thuringheim.“

So hatte denn der Hauptanführer, oder eigentlich wohl nur das erste Werkzeug der Edlen und des Hauses Oesterreich, zu allen diesen für Mülhausen sehr ereignißvoll gewordenen Händeln sein Ende gefunden, und zwar zumeist Dank dem thatkräftigen eigenen Vorgehen der Stadt und ihrer Verbündeten! Einmal im Zuge ging man schnell weiter, und das nächste Schloß, welches an die Reihe kam, und ebenfalls von Grund aus zerstört wurde, war das feste Raubnest des Peter von Regisheim, „Ober-Hattstadt“, in der Nachbarschaft von Münster.

Wenn nun auch, hierdurch eingeschüchtert, die Edlen sämmtlich selbst darauf antrugen, den ablaufenden Waffenstillstand bis zum 4. Juli zu verlängern, und die Städte darauf eingingen, so suchte Mülhausen jedoch für die Zukunft sich einen festeren Schutz gegen die Anmaßungen des Adels, insbesondere aber gegen die Gelüste des Hauses Oesterreich nach

Einverleibung der Stadt zu verschaffen, als ihn die Dekapole gewähren konnte, und glaubte diesen in einem Bündnisse mit den Städten Bern und Solothurn zu finden.

In ihren unaufhörlichen Kämpfen mit dem Hause Oesterreich erschien die Schweiz der natürliche Verbündete der elsässischen Städte. Der Widerstand beider hatte denselben Ausgangspunkt, dieselbe Ursache, das gleiche Interesse und Ziel, die Bewahrung ihrer alten Freiheiten gegen die Unterdrückungen der Habsburger. Unbegreiflicher Weise verkannten die zum Zehnstädtebunde gehörigen Städte Colmar, Schlettstadt, Kayfersberg, Münster und Türkheim das in jeder Beziehung Vortheilhafte eines solchen Bündnisses, weil sie, nahe bei einander gelegen, ihre Macht jederzeit vereinigen konnten, und allen Angriffen unruhiger Nachbarn mit ihren alleinigen Kräften gewachsen zu sein glaubten. Sie wiesen daher das zuvorkommende Anerbieten der Schweizer Städte schroff zurück. Colmar besonders hatte später Grund genug dieses Verfahren bitter zu bereuen, als die Angriffe des Kaisers Ferdinand II. die Stadt zwangen, die Verbindung mit Schweden fahren zu lassen und sich in die Arme Frankreichs zu werfen.

Mülhausen also schloß den Vertrag mit den Schweizer Städten am 17. Juni 1466, zu gegenseitigem Schutze und Trutz auf 25 Jahre, und die Wirkung desselben ließ sich sofort erkennen. Die Feinde, und zwar zu allererst Peter v. Regisheim, suchten Frieden herbeizuführen, da sie die Feindschaft der stolzen Bergbewohner, die seit 150 Jahren die ganze österreichische Ritterschaft im Schach hielten, fürchteten. Peter bemühte sich der Mülhauser Bürgerschaft klar zu machen, daß nach dem Tode des Hermann Clee jeder Grund zur Fortsetzung des Krieges hinweggefallen sei, und erbot sich die Gefangenen ohne Lösegeld, nur gegen Bezahlung einer Geldsumme für ihre Ernährung, frei zu geben. Auf Veranlassung ihrer neuen Verbündeten, auf welche die österreichische Regierung durch einen Abgesandten, Rudolf v. Baden, eingewirkt hatte, entschloß sich die kriegsgerüstete und jetzt

kriegslustige Bürgerschaft Mülhausens dennoch zur Verlängerung des von ihr bereits gekündigten Waffenstillstandes auf einige Wochen. Als aber auch diese Frist abgelaufen war, ohne daß man mit Peter und den übrigen Feinden nur einen Schritt weiter auf der Bahn zu einem wirklichen und dauerhaften Frieden gekommen wäre, war auch die Geduld des Pfalzgrafen zu Ende, und er beauftragte den Wildgrafen von Daun gegen die Feinde Mülhausens, namentlich Peter v. Regisheim und den Grafen v. Rüpfen, zu Felde zu ziehen.

Daun griff das dem letzteren gehörige besetzte Schloß Sigolsheim an, nahm es, zwang demnächst Ammerschweier zur Uebergabe und legte sich vor das Hauptbollwerk Rüpzens, die Stadt Kiensheim. Den Sturm wartete der von seinem Glück jetzt verlassene Graf nicht ab, sondern unterwarf sich dem Pfalzgrafen, der ihm die Bedingung auferlegte, ihm 15 Jahre lang 100 Bewaffnete zur Disposition zu stellen.

Nunmehr ließ es sich auch der Herzog von Oesterreich, welcher während der letzten Zeit eine ziemlich verbitterte Correspondenz mit Mülhausen geführt hatte, ernstlich angelegen sein, dem langen Streit ein Ende zu machen. Man war allseitig übereingekommen ihm, dem Herzog, das Schiedsrichteramt zu übertragen unter dem Beistand des Erzbischofs von Basel und von Deputirten der Städte Basel, Colmar und Schlettstadt. Am 5. November 1466 wurde zu Basel der Vertrag unterzeichnet, nach welchem die bisherigen Feindseligkeiten nicht als geschehen betrachtet, und die Gefangenen binnen zwei Tagen ohne jedes Lösegeld u. (nur gegen geschworene Urfehde) („wie flecht allt urvech“) frei gelassen werden sollten.

So endete der eigentlich fälschlich sogenannte „Sechshundertkriege“. Obwohl der Herzog Sigismund selbst als der unmittelbare Friedensstifter aufgetreten war, sollte doch deswegen die traditionelle Politik des Hauses Oesterreich nicht aufgegeben sein. Man wußte wohl, daß Mülhausen nur einen geringen Vortheil aus dem Friedensschlusse mit Peter

v. Regisheim zog, denn schon hatte sich über der Stadt ein neues Unwetter zusammengezogen, welches derselben fast noch verhängnißvoller werden sollte als das von Hermann Clee heraufbeschworene, mit dem es in seinen Anfängen viel Aehnlichkeit hatte.

Ein gewisser Konrad Kieffer war angeblich ungerecht von der Stadt gefangen gehalten worden, und verlangte dafür eine namhafte Geldentschädigung. Als ihm diese verweigert wurde, wandte er sich an die benachbarten Edlen, welchen die Angelegenheit wie gerufen erschien — vielleicht von diesen auch wirklich herbeigerufen worden war — um aufs neue mit der Stadt anzubinden. Wie früher schon fand Mülhausen keine Hülfe bei der Defapolis, doch erwiesen sich die Schweizerstädte dem kürzlich abgeschlossenen Bündniß getreu. Auf der andern Seite warf man jetzt die Maske ab. Der österreichische Landvogt Sigismund trat offen auf die Seite der Gegner, welche durch das Bündniß mit den Städten Freiburg i. Br., Breisach und Neuenburg furchtbar geworden waren. Mülhausen hatte mit Hülfe der Schweizer eine ansehnliche Heeresmacht im Felde, und manches Schloß, manches unglückliche Dorf wurde zerstört und verbrannt, ehe es den Feinden gelang sich vor die Stadt zu legen und dieser hart zuzusetzen. Zur Verpottung der Schweizer Hülfe ahmten die Angreifer das Kuhgebrüll nach, wurden aber von den „Melkern“ — zu denen außer Bern und Solothurn noch die sieben Urkantone der Schweiz getreten waren — derartig aufs Haupt geschlagen, daß sie die Belagerung aufheben und um Frieden bitten mußten. Unter für die Feinde der Stadt lästigen Bedingungen kam im Jahre 1468 der Friede von Waldshut zu Stande, und es verpflichtete sich unter anderm der Erzherzog Sigismund zur Zahlung von 10,000 Goldgulden. Um diese Summe aufzutreiben, war er im Jahre 1469 genöthigt, seine Besitzungen im Sundgau, Breisgau und im Schwarzwald an Karl den Kühnen zu verpfänden und mit dem letztern ein Bündniß zu schließen.

Was die Waffen nicht vermocht hatten, Mülhausen unter österreichische Herrschaft zu bringen, das sollte nun durch die Künfte der Ueberredung versucht werden, und es bemühte sich Peter v. Hagenbach, Sigismunds Stellvertreter, lange Zeit vergeblich die Bürgerchaft von den ihr aus solcher Vereinigung angeblich erwachsenden Vortheilen zu überzeugen. Als aber alles nichts half, zog Karl der Kühne mit einem mächtigen Heere vor die Stadt, und Mülhausen wäre diesmal sicherlich verloren gewesen, wenn nicht eine plötzliche Ueberschwemmung der Ill die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und Karl zum Abzug gezwungen hätte. Dieser Erfolg stärkte das Bündniß mit der Schweiz, welches, mittlerweile auf 13 Kantone ausgedehnt, 1515 erneuert und für ewig erklärt wurde.

Was dieses „ewig“ damals hieß — und heutzutage ist es ja nicht anders — werden wir bald sehen.

Die Reformation vollzog sich in Mülhausen ohne Blutvergießen, und bei weitem der größte Theil der Einwohnerschaft fiel der neuen Lehre zu. Auch die Gräueltaten des Bauernkrieges gingen an der Stadt selbst vorüber, deren Bürger sich, inmitten so vieler Unruhen, Kämpfe und Schrecknisse, einer langen Zeit der Ruhe und des Friedens erfreuten.

In Folge eines ganz erbärmlichen Prozesses wurde dieser Friede im Jahr 1579 gestört. Bürger der Stadt, die Gebrüder Finninger glaubten es nicht hinnehmen zu können, daß ihnen einige Morgen Forstland im Wege Rechts abgesprochen waren. Sie schworen den Protestantismus ab, und baten die katholischen Schweizerkantone um ihren Beistand. Die letzteren schickten eine Deputation nach Mülhausen und verlangten Wiederaufnahme des Prozesses. Der durch diesen Schritt gereizte Magistrat konnte und wollte diesem Verlangen nicht willfahren, und ließ sich im Gegentheil dazu hinreißen die ganze Familie Finninger gefangen zu setzen. Die Folge hievon war, daß im Jahre 1586 die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn und Appenzell

die Bündnißverträge mit Mülhausen zurücksandten, nachdem sie ihre Siegel von denselben abgelöst hatten. Uebrigens wurden die Finninger bald wieder in Freiheit gesetzt, wußten aber einen Aufstand in der Stadt zu erregen und sich der Gewalt zu bemächtigen. Die Unordnungen erreichten einen so hohen Grad, daß endlich die reformirten Kantone der Schweiz intervenirten und unter dem Grafen v. Erbach im Jahr 1587 ein Corps von 1900 Mann abschickten, um die frühere Obrigkeit in Mülhausen wieder einzusetzen. Die unglückliche Stadt wurde erobert, und während einer ganzen Nacht plünderten und mordeten die rohen Landsknechte. Der wiedereingesetzte Magistrat vervollständigte die Schrecknisse, indem er seine noch verschonten Widersacher ergreifen und in Massen hinrichten ließ. Dies war vielleicht die allertraurigste Zeit für die Stadt, und es schien als ob diese so bald noch nicht zur Ruhe kommen sollte. Denn schon ein Jahr später hatte Matthias Finninger wieder eine Rotte Raufbolde zusammengebracht, mit welchen er die Stadt überfiel. Aber die Bürgerschaft ermannte sich und, hauptsächlich auf Veranlassung einer muthigen Frau, Anna Melker, Gattin des Heinrich Schön, griff sie zu den Waffen, verjagte die Angreifer und schücherte deren Anhänger in der Stadt ein. Neue Blutrtheile waren die Folge dieses vereitelten Unternehmens.

Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß auch bei diesen Unruhen wieder das Haus Oesterreich seine Hand im Spiele hatte, dieselben hervorrief und heimlich begünstigte. Die Parteien sollten so geschwächt werden, daß es der Bürgerschaft endlich als eine Wohlthat erscheinen mußte, sich dem starken Schutz Oesterreichs zu überliefern. Endlich, 1599, glaubte man dieses Ziel erreicht zu haben, und es erging eine directe und unverblünte Aufforderung an die Stadt sich dem Herzog von Oesterreich zu unterwerfen.

Die Schweizer Bundesgenossenschaft war zerrissen oder gelockert und konnte gegen das so mächtige Haus Habsburg nichts ausrichten.

So wäre diesmal höchst wahrscheinlich Mülhausens Geschick besiegelt gewesen, wenn nicht eine andere, die französische Macht auf Seite der Stadt und Oesterreich gegenüber getreten wäre. Verhängnißvoll für die ganze fernere Zukunft des Elsaßes war diese erste Einmischung Frankreichs in seine Angelegenheiten! Denn die Augen des westlichen Nachbars waren schon lang' auf die fruchtbaren Gefilde zwischen Vogesen und Rhein gerichtet, auf deren feste Städte und Plätze, auf eine neue Grenze des Reiches, welche man, ohne jede politische und geographische Berechtigung die „natürliche“ Grenze zu nennen beliebte. Mit größerem Glück, aber auch mit sehr viel größerem Geschick wußten die Herrscher Frankreichs und ihre klugen Rätthe ihre Absichten durchzuführen, und ein deutscher Landstrich nach dem anderen fiel ihnen zur Beute.

Mülhausen selbst hielt sich freilich am allerlängsten, Dank seiner Verbindung mit der Schweiz und Dank dem klugen Abwarten Frankreichs, welches die Frucht erst reifen lassen wollte. Daß sie doch mit Nothwendigkeit in seinen Schooß fallen mußte, wußte man ja!

Inmitten aller Kämpfe des 30jährigen Krieges blieb Mülhausen fast unberührt, wie eine friedliche Insel im aufgeregten Ocean. Die von Frankreich begünstigte Neutralität der Stadt wurde von den kriegführenden Parteien und Heeren anerkannt, und beim westfälischen Friedensschlusse wies man die Stadt ausdrücklich der Schweizer Eidgenossenschaft zu, bei welcher sie noch 1½ Jahrhunderte verbleiben sollte. Ungeklärt freilich nicht, denn Mazarin und seine Nachfolger glaubten immer mehr die Maske einer wohlwollenden Protectoratschaft abwerfen zu dürfen. Wer hätte es ihnen auch wehren sollen, da die einzige zu fürchtende Macht, die deutsche, grenzenlos zerrissen und zerfleischt, kraftlos am Boden lag?

Was aber alle Neckereien und Nergereien nicht zuwege brachten, sollte endlich durch die materiellen Interessen der Einwohnerschaft selbst herbeigeführt werden.

Die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Mülhausen

entstandene neue Industrie nahm, trotz der verkehrtesten Maßregeln der Stadtbehörde, bald einen so raschen und glänzenden Aufschwung, daß ihr die Grenzen des Reichthums viel zu eng wurden. Das Hauptabgabebiet, Frankreich, war ihr verschlossen oder wenigstens sehr schwer zugänglich gemacht durch hohe und äußerst drückende Zölle, welche auf die ausgeführten Fabricate gelegt wurden, und wie in einer Schnürbrust fühlte man sich eingeengt, die um so unleidlicher ward, als man von Seiten Frankreichs alles mögliche that, um das in den Zollstationen die Stadt einzwängende Band, so fest es irgend ging, anzuziehen. Noch Jahrzehnte hindurch sträubte sich aber der republikanische Sinn der Bürgerschaft, und erst nachdem im mächtigen Nachbarlande die große Revolution sich vollzogen und nach allen in ihrem Gefolg eingezogenen Gräueln das gerettete Staatsschiff in ein ruhiges Fahrwasser eingelenkt war, sollte sich das, wie es schien, endliche und definitive Schicksal Mülhausens vollziehen. Im Jahr 1797 stellte die Republik Mülhausen bei der Republik Frankreich den Antrag, in den Schooß derselben aufgenommen zu werden, und am 29. Januar 1798 wurde der Act vollzogen, welcher die Stadt, die letzte des ehemaligen deutschen Elsaßes, „auf ewige Zeiten“ zu einem integrierenden Theil der einen und untheilbaren französischen Republik machte.

Und heute?

Heute ist auch diese Ewigkeit in den Schooß der wirklich ewigen Ewigkeit hinabgerollt, und die Stadt Mülhausen gehört wieder ihrem stammverwandten deutschen Vaterland an und wird ihm angehören so lange die Bürger desselben tüchtig und einig bleiben.

Möge diese Zeit eine unabsehbare, eine nach menschlichen Begriffen „ewige“ sein!

III.

Wie es Colmar in den ersten Jahren unter französischer Herrschaft erging.

Im 30jährigen Kriege hatte die protestantische Bürgerschaft der Stadt Colmar schwere Schicksale zu erdulden gehabt. Durch die grausamen Maßregeln des Kaisers Ferdinand II. im Jahr 1628 zum Aeußersten gebracht, warfen sich die Protestanten vier Jahre später den Schweden in die Arme, welche die Kaiserlichen bei Benfeld und Schlettstadt geschlagen hatten, und wußten es durchzusetzen, daß die Stadt als ein Bundesgenosse Schwedens und nicht als eine Eroberung betrachtet wurde. Dies hatte den Vortheil für Colmar, daß wiederum zwei Jahre später, im Jahre 1634, nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, als Schweden genöthigt war das Elsaß aufzugeben, diese Stadt die einzige war, welche unter Frankreich „Schutz“ gestellt wurde, und daß sie einen besondern Vertrag — zu Ruel am 1. August 1635 — mit der neuen Schutzherrschaft schließen durfte. Dank den darin aufgenommenen Garantie-Bestimmungen behielt Colmar manche Freiheiten und hatte in der Folge von allen elsäßischen Städten am wenigsten zu leiden. So kam es, daß die französische Herrschaft bald beliebt wurde, und daß die Bürger,

während ringsherum alles verarmte, gute Geschäfte machten, und ihre Capitalien auf den Ankauf von Ländereien außerhalb ihres Reichbildes verwendeten. Im Jahr 1638 fiel auch Breisach in die Hände der Franzosen, und mit dieser festen Stadt das wichtigste Bollwerk des Hauses Oesterreich im Ober-Elfaß. Von Stund' an gaben die Eroberer wenig oder gar nichts mehr auf Colmar, ihren bisherigen Wappplatz, und begannen sogar geringschätzig auf die ihnen von der Stadt wirklich geleisteten Dienste herabzusehen. Von da ab war faktisch, wenn auch nicht rechtlich, der Besitz des Landes für Frankreich gesichert, und wenn man nicht hätte Rücksicht nehmen müssen auf die Sympathien des protestantischen Deutschland, so ist es sehr wahrscheinlich, daß schon jetzt die Colmar gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr allzu schwer gewogen hätten.

Inwieweit sich Colmar zu dem Wechsel seiner Nationalität Glück zu wünschen hatte, wird das Folgende lehren.

Im Jahr 1641 erging eine französische Ordonnanz, nach welcher eine außerordentliche Steuer von allen elsäßischen der Krone Frankreich unterworfenen Besitzungen aufzubringen war. Das innerhalb der Stadt Colmar liegende Eigenthum wurde zwar verschont, dagegen sollten alle Besitzungen der Bürger außerhalb des Reichbildes mit zu dieser Abgabe herangezogen werden. Die Frage, ob die Bewohner einer „freien“ oder „kaiserlichen“ Stadt verpflichtet wären Steuern zu zahlen für diejenigen ihrer Ländereien, welche einer fremden Jurisdiction unterworfen waren, war übrigens nichts weniger als neu. Es handelte sich darum, ob der uralte Rechtsgrundsatz aufrecht zu erhalten oder zu verwerfen sei, nach welchem der Besitzstand sich nach der Person des Besitzers regelte, und wodurch dem Grund und Boden dieselbe Freiheit verblieb wie dem Besitzer desselben. In dieser Frage lag der Grund der ewigen Streitigkeiten der Gemeinden mit den feudalen Herren. Die Letzteren wollten immer nur den „Pfahlbürgern“, nicht aber den „Ausbürgern“ die vollen Bürgerrechte zu-

gestehen, und was speciell Colmar betrifft, so war diese Stadt im Besiz eines Diploms des Kaisers Friedrich III., datirt Aachen am 18. Juni 1442, welches einzig und allein dem Magistrat das Recht zuerkannte Steuern von den Besitzungen der Bürger zu erheben, ohne Unterschied des Banns, in welchem sie gelegen. Die Stadt vermochte auch den Nachweis zu führen, daß das Haus Oesterreich, dessen Rechtsnachfolgerin die Krone Frankreich geworden war, diese Steuerfreiheit immer respektirt hatte. Im vorliegenden Falle ließ sich die Steuerfreiheit auch durch die Erwägung rechtfertigen, daß Colmar als feste Stadt bei Kriegszeiten einen Zufluchtsort für die ganze Nachbarschaft bildete und sich für diesen Zweck Opfer aufzulegen gezwungen war. Gerade zu jener Zeit noch hielt Colmar eine Compagnie von 200 deutschen Soldaten in seinem Solde, welche der Stadt eine jährliche Ausgabe von 12,000 Reichsthalern verursachte. Diese Ausgabe zu leisten wäre die Gemeinde um so weniger verpflichtet gewesen, als der Vertrag mit Frankreich, welcher der Stadt ihre sämtlichen Privilegien, Rechte und Gewohnheiten garantierte, dem König alle für militärische Zwecke, für die Erhaltung der Garnison und Festungswerke zu bestreitenden Ausgaben zur Last gelegt hatte. Die neue Steuer, welche im Namen des Königs der Baron d'Oysonville, „mestre de camp d'un régiment d'infanterie et lieutenant du roy au gouvernement de Breisach“, von der Stadt eintreiben wollte, wiederum zu militärischen Zwecken, rief daher die allerheftigste Opposition hervor, und die Bürgerschaft drohte mit einer Klage bei Hof, als die Steuer bei Gelegenheit der Weinernte, im Herbst 1641, zum erstenmal zur Eintreibung kommen sollte. d'Oysonville, ein Verwandter des Staatssekretärs des Noyers, der auch Intendant der Finanzen im Ministerium Richelieu war, widersetzte sich dem nicht. Er wollte sogar die Entscheidung des Königs abwarten, unter der Bedingung jedoch, das Einbringen der Trauben überwachen zu dürfen,

um nach einer ihm günstigen königlichen Entschliebung die Steuern nachträglich einzuziehen zu können.

Zur bessern Betreibung der Sache bei Hof sandte die Stadt Colmar ihren „Registrator“ Johann Balthasar Schneider nach Paris ab. Die Briefe dieses energischen und umsichtigen Mannes werden sämmtlich im Original im Stadtarchiv zu Colmar aufbewahrt, und verdienen sorgfältig studirt zu werden, da sie ein helles Schlaglicht auf die Zustände der damaligen Zeit werfen. Dornenvoll war der Weg, den der Abgesandte Colmars zurückzulegen hatte, ehe es ihm und seinem Nachfolger gelang, nach fast dreijährigen unablässigen Bemühungen dem klaren Recht Geltung zu verschaffen. Am 10. Januar 1642 trat Schneider seine Reise an, und zwar wählte er den Weg durch die Schweiz, weil er die Unsicherheit der Landstraßen in Lothringen fürchtete. Erst am 26. Januar erreichte er Paris. Nachdem er sich mit dem Agenten Colmars am französischen Hofe, einem Hrn. v. Polhelm, in Einvernehmen gesetzt hatte, machte er zuerst dem Gesandten Schwedens, dem berühmten Hugo Grotius, einen Besuch und übergab diesem einen Brief der Stadt. Entrüstet über die Forderungen und die Verletzung des Vertrags, an dessen Abfassung er selbst theilhaftig gewesen war, versprach Grotius seinen vollen Beistand. Schneider war jedoch Diplomat genug um zu erkennen, daß dieser, wie die Sachen augenblicklich lagen, wenig wirksam sein dürfte, da so eben die für die Kaiserlichen unglückliche Schlacht bei Kempen geschlagen worden war, und dieser Erfolg den Hof auf den Gipfel des Uebermuths versetzt hatte.

Die Schwierigkeit wurde um so größer, als der König mittlerweile mit einem kolossalen Gefolge Paris verlassen hatte, um nach Catalonien zu gehen. Schneider reiste sofort nach, und erreichte den Hof am 2. Februar zu Moulins. Seine Freude dürfte kaum sehr groß gewesen sein als er dort des Hrn. d'Hysonville ansichtig wurde, der, jedenfalls um die Aufrechterhaltung seiner Maßregeln zu befürworten,

selbst erschienen war. Nach dem Austausch einiger spitzen Reden eilte Schneider zum Minister des Noyers, bei welchem er jedoch nicht vorgelassen wurde, da er sich gerade zur Messe begeben wollte. Unmittelbar nach der Messe brach der König mit Richelieu und dem ganzen Hof wieder auf, und — wohl oder übel — Schneider mußte ihnen folgen. Erst am 13. Februar, zu Lyon, gelang es dem Abgesandten eine Audienz beim Cardinal Richelieu zu erlangen und diesem das Promemoria der Stadt zu überreichen. Richelieu nahm ihn wohlwollend auf, und aus seinen Worten: „Je veux servir à messieurs de Colmar, je suis bien leur amy, puisqu'ils ont tousjours si bien faict,“ schöpfte er frische Hoffnungen. Diese sollten jedoch sehr bald wieder herabgedrückt werden, als der Minister des Noyers, bereits von d'Dysonville bearbeitet, ihn äußerst kurz und kalt abfertigte.

Mittlerweile war der ganze Hof auf zwei verschiedenen Wegen wieder von Lyon abgereist, und unserem armen Schneider blieb nichts übrig als hinterher zu eilen und dort durch Hintertüren einzudringen, wo seinem Widersacher die Hauptporten weit offen standen. Hinter dem Rücken Schneiders erließ d'Dysonville von Valence aus ein Schreiben an den Colmarer Magistrat, welches von des Noyers gegengezeichnet war, und durch welches die Stadt, angeblich auf Befehl des Königs Ludwigs XIII., mit ihren Beschwerden zurückgewiesen wurde. „Die verlangte gänzliche Steuerfreiheit würde ein übles Beispiel geben, und das äußerste was zu bewilligen sei, wäre: die im alten Weichbilde gelegenen Grundstücke der Bürger von der Abgabe auszuschließen; doch wäre von allen auf den außerhalb gelegenen Ländereien gewonnenen Früchten unweigerlich der Zehnt zu erheben . . .“ In Montpellier, am 24. Februar, gelang es Schneider wieder eine Audienz bei des Noyers zu erhalten, welcher ihm den Trost gab: er werde eine Abschrift der nach Colmar gesandten Depesche erhalten. Dieselbe werde den Wünschen der Stadt volle Rechnung tragen. Doch könne dies erst zu Narbonne geschehen.

Voller Hoffnung folgte der Unterhändler dem Hof auch dort hin wieder nach, um alsbald inne zu werden, wie sehr man ihn, auf Anstiften d'Oysonville's, getäuscht hatte. „Einigen Sie sich mit dem Hrn. Baron,“ rieth man ihm. In gerechter Entrüstung über diese Intriguen rief Schneider jedoch: „Von einer Einigung kann keine Rede sein; wir bestehen auf unserem Vertrag und dem Befehl des Königs!“ Unter vielen fruchtlosen Bemühungen gingen wiederum die nächsten Tage hin. Schneider strebte eine Audienz beim Cardinal Richelieu zu erhalten, mußte, wegen Krankheit des Letzteren, jedoch darauf verzichten. In einer ihm endlich wieder bewilligten Unterredung mit des Noyers kam es zu einer sehr heftigen Scene, da der Abgesandte drohte: „wenn der Stadt nicht ihr Recht geschähe, würde sie sich zu verhängnißvollen Schritten hinreißen lassen“. Vollständige Ungnade war die Folge dieser etwas unüberlegten Aeußerung. Nichtsdestoweniger ließ Schneider nicht nach einflußreiche Persönlichkeiten um ihre Unterstützung zu bitten, und sogar Hrn. des Noyers wiederum zu besuchen und, leider, durch seine Heftigkeit von neuem zu reizen. Am 30. März erhielt Schneider endlich einen Brief des Königs an die Stadt Colmar, doch ganz in dem Sinn abgefaßt, welchen die ohne sein Wissen nach jener Stadt gesandte Depesche des Noyers' offenbarte. Er sah wohl ein, daß vorderhand nichts mehr zu erreichen sei und machte sich betrübt auf den Rückweg. Unterwegs jedoch — er war bereits in der Schweiz — wurde ihm ein Schreiben seiner Committenten zugestellt, worin er benachrichtigt ward, daß der Feldmarschall Gustav Horn*) auf dem Wege zum französischen König sei und versprochen habe, dort ein gutes Wort für Colmars Forderungen einzulegen. Schneider solle daher bis auf weiteres an Ort und Stelle bleiben. Ohne Bedenken

*) Horn wollte sich beim König bedanken, daß er, in der Schlacht von Nördlingen zum Gefangenen gemacht, jetzt gegen Johann v. Werth zur Auswechslung gekommen war.

kehrte der treue Unterhändler wieder um und erreichte Horn in Genf. Letzterer ließ sich jedoch nur auf so vage Versprechungen ein, daß Schneider, nun wirklich entmuthigt, nach Colmar zurückging.

Hier standen die Sachen mittlerweile sehr übel. d'Dysonville hatte die betreffenden Steuern bereits an den Commissär Raguienne verpachtet, und da, bei der herannahenden Erntezeit, die Bürger keine Anstalten machten gutwillig zu zahlen, drohte d'Dysonville die Abgabe executorisch Beitreiben zu lassen. Indessen hatte Horn dennoch für Colmar gehandelt und wenigstens durchgesetzt, daß von der aufzubringenden Steuer diejenigen Kosten in Abzug gebracht werden sollten, welche die Unterhaltung der deutschen Compagnie der Stadt verursachte. Diese vorläufige Abmachung lag aber durchaus nicht im Plane d'Dysonville's, dem das Halten einer eigenen deutschen Garnison seitens der Stadt schon längst ein Aergerniß war. Und doch erschien der Schutz, den die französischen Truppen der Stadt gewähren konnten, ein höchst ungenügender. Die Kaiserlichen streiften bis an die Thore Colmars und hatten schon mehrere Bürger zu Gefangenen gemacht, welche sie mit größerer Härte behandelten als alle andern Gefangenen, weil sie der Stadt den begangenen Verrath an ihrer Sache einzutränken gedachten. Auch Colmar war mit diesem Bescheid wenig zufrieden und beauftragte den oben genannten Agenten am französischen Hofe, Hr. v. Polhelm, noch einmal sein Möglichstes zu versuchen, daß die Angelegenheit ihren Wünschen entsprechend geregelt werde. Aber auch diesem gegenüber wollte sich des Noyers zu nichts verstehen, und zu Richelieu vermochte er nicht vorzudringen, da dieser fortwährend sehr leidend war und dem Tod entgegen ging. (Die Krankheit ließ den greisen Staatsmann aber noch dazu kommen, seine Rache an den unglücklichen Cinq-Mars und de Thou zu fühlen, welchen wegen angeblicher mit Spanien angeknüpfter Unterhandlungen der Proceß gemacht wurde, der sie am 12. September 1642 auf das Schaffot führte.) So

blieb denn der Stadt Colmar nichts übrig, als sich zu fügen und für die neu hinzugekauften Ländereien die Steuern zu entrichten. Dieselben betrug im Jahr 1642 3225 Livres, 1643 aber 5625 Livres. Ihre Proteste über die Vergewaltigung wurden von d'Dysonville mit dem Geld entgegengenommen und — ad acta gelegt.

Da starb (4. December 1642) der allmächtige Cardinal, und sein Herr, Ludwig XIII., folgte ihm am 14. Mai 1643 im Tode nach. Diesen Zeitpunkt hielt Colmar für günstig bei dem neuen Ministerium Mazarin sofort wieder für sein Recht einzutreten, und ließ eine ganze Menge Briefe von Stapel, an den Marschall Guebriant, an den Grafen d'Avour (französischen Gesandten bei Hamburg), an den Herzog von Longueville, an Mazarin selbst. Alles dies half aber nicht früher, als bis Hr. des Noyers in Ungnade gefallen und entlassen war. Die mächtigste Unterstützung fand die Stadt bei dem Hrn. v. Manicamp, dem ersten französischen Gouverneur Colmars und des Ober-Elssasses, welchem nach jahrelangem Gefängniß, nach dem Tode des Despoten Richelieu, die Freiheit wiedergeschenkt war. Der Stadt Colmar zu Dank verpflichtet, wandte er allen seinen Einfluß an, ihr in ihrer Angelegenheit bei Hofe beizustehen. Den Bemühungen Manicamps bei Michel Le Tellier, welcher des Noyers' Nachfolger geworden war, sowie den verdoppelten Anstrengungen der Stadt und des Hrn. v. Polhelm ist es zu danken, daß Colmar endlich am 18. August 1643 ein gnädiges Schreiben des Cardinals Mazarin zunging, welches die löblichsten Verheißungen enthielt, daß ihren Wünschen Genüge geschehen solle. Aber auch dann noch mußte d'Dysonville allerhand Schwierigkeiten zu erheben, und forderte die Stadt Colmar auf: einige Abgesandte aus dem Rath zu ihm zu entsenden, welche die Ausführung der königlichen Bestimmungen mit ihm besprechen und vereinbaren sollten. Natürlich kam bei diesen Conferenzen gar nichts heraus, da d'Dysonville sich hinter einige unklare Ausdrücke der Verordnung verschanzte und die Ausführung

der Sache hinzuhalten wußte. Colmar war daher genöthigt noch einmal an das Gouvernement zu gehen, und Manicamp mußte sich dann wieder an den „Staatssecretär der fremden Länder“, Hrn. v. Brienne, wenden, von dem, nach manchen leeren Worten und vagen Zusagen, endlich am 2. Januar 1644 die Aufforderung an die Stadt erging, einen Abgeordneten zur endlichen Regelung der Angelegenheit nach Paris zu entsenden. Die Stadt beeilte sich dieser Aufforderung nachzukommen, und bestimmte zu ihrem Abgeordneten den Stadtmeister Mogg, welcher es endlich zuwege brachte, daß nach einer königlichen Verordnung vom 12. Mai 1644 die Einwohner von Colmar von jeder Abgabe für ihre Güter befreit wurden, wo dieselben auch gelegen seien.

So fand dieser denkwürdige Streit ein Ende, und zwar, Dank der außerordentlichen Energie und Thatkraft der Colmarer Bürgerschaft und ihrer Vertreter, ein der Stadt und ihren Interessen günstiges. Ist dieser Ausgang aber dem endlich wieder erwachten Rechtsgefühl der französischen Krone und dem Wohlwollen zu danken, welches das Gouvernement zu Paris den eroberten Provinzen und Städten entgegenbrug? Ganz gewiß nicht — andere Landstriche im Elsaß wissen ein Lied zu singen von diesem Wohlwollen, welches noch lange nachher nur in dem Bestreben bestand, aus dem Lande die höchst möglichen Erträge zu ziehen und sich über die „têtes carrées de l'Alsace“ lustig zu machen. Eine wahre Sympathie für das dem übrigen Frankreich immer fremd gebliebene Elsaß empfand und empfindet man jenseits der Vogesen erst nach dem Kriege von 1870, erst nachdem man die Provinz verloren, und es könnte wunderbar erscheinen, daß ein großer Theil der Elsäßer die Wahrheit hievon nicht einsehen oder sich dieselbe nicht eingestehen will. Doch spielt dabei so manches mit, was zu erörtern hier nicht der Platz ist.

Der wahre Grund der damaligen Nachgiebigkeit Frankreichs, der Stadt Colmar gegenüber, ist folgender: die Friedens-

verhandlungen zu Münster und Osnabrück sollten eröffnet werden, und der Kaiser Ferdinand III. wünschte es durchzusetzen die Fürsten wie die Städte von denselben fern zu halten, um sich die volle Freiheit zum Handeln zu sichern. Andererseits wußten Frankreich und Schweden sehr wohl, daß die deutschen Staaten unter allen Umständen, auch wenn sie die allergrößten Opfer bringen mußten, Frieden schließen würden, und verlangten daher ihre Zulassung zu den Verhandlungen. Gerade in jenem Augenblick wendeten die genannten beiden Kronen ihren ganzen Einfluß an, um ihre Verbündeten und Schützlinge am grünen Diplomatentische um sich zu schaaren, und lediglich aus diesem Grunde schien es der Klugheit angemessen der Stadt Colmar ihr gutes Recht nicht ferner vorzuenthalten. Die Colmarer Bürgerschaft freilich war davon durchdrungen, daß nur ihre gute Sache und die echt deutsche Zähigkeit, mit welcher sie dieselbe vertheidigte, Mazarin gebeugt habe. Sie wie das übrige Elsaß hatte bis dahin noch keine besonders trüben Erfahrungen gemacht und meist immer gegen die Vergewaltigung der Großen und Mächtigen obgesiegt. Hatte man nicht in Erinnerung, wie Colmar sich wehrte gegen die Präensionen des Hauses Oesterreich, und wie es seine Unmittelbarkeit Rudolf von Habsburg gegenüber siegreich wahrte? Und hatte man nicht vor Augen das Beispiel Mühlhausens, welches sich zwei Jahrhunderte nach Rudolf von Habsburg zu gleicher Zeit gegen das Anstürmen des Erzherzogs Sigismund, die unaufhörlichen Angriffe des Adels, die versteckten Manöver des Kaisers Friedrich III., die Tyrannei eines Peter v. Hagenbach und die Allmacht Karls des Kühnen so glänzend zu behaupten wußte? Erst nach dem westphälischen Frieden, erst unter der „glorreichen“ Herrschaft Ludwig XIV., sollte das Elsaß inne werden was Treu- und Wortbruch heißt, und wie geringes Gewicht, einem unersättlichen Monarchen gegenüber, auch das klarste besiegelte und verbrieftete Recht besitzt, wenn die Beugung desselben jenes Interesse zu erheischen scheinen!

Nur die gränzenlose Erschöpfung und Zerrissenheit Deutschlands während der folgenden zwei Jahrhunderte brachte es zuwege, daß die Sehnsucht der linksrheinischen Allemannen, nach Wiedereinigung mit ihrem Mutterland, eine immer schwächere und das lange widerwillig ertragene Band, das sie an die in jenen Zeiten unlängbar größte und mächtigste Nation Europa's knüpfte, ein immer festeres wurde, so daß sie es zu guter Letzt fast vergessen konnten, daß sie deutschem Stamm entsprossen sind, und daß deutsches Blut in nahezu unvermischter Reinheit in ihren Adern fließt.

Das nun endlich geeinigte Deutschland wird nunmehr mit treuer Sorglichkeit die Geschicke des lang entfremdeten Kindes wieder mütterlichliegend leiten, und wenn dieses Kind sich auch noch heute sträubt und die Hand, die ihm wohlthun will, unwillig zurückweist, es wird sicherlich nicht wiederum zweier Jahrhunderte bedürfen, um auch sein Herz seinem eigentlichen Stamme wieder zuzuführen.

IV.

Oro- und Hydrographie des Ober-Elfaß.

Unser Ober-Elfaß, das frühere département du Haut Rhin, liegt zwischen dem 48. und 47. Grad nördlicher Breite und dem 4. und 5. Grad östlicher Länge vom Pariser Meridian.

Es grenzt im Norden an das Nieder-Elfaß, im Osten an das Großherzogthum Baden — von diesem durch den Rhein getrennt —, im Süden an die Schweizer Kantone Basel und Solothurn, und endlich im Westen an die französisch gebliebenen Theile des Kantons Velfort, sowie an das Département des Vosges.

Die größte Ausdehnung des Ober-Elfaß von Süden nach Norden zwischen Litzel und dem Leberthale beträgt 94 Kilometer. Seine größte Breite von Osten nach Westen zwischen dem Thalweg des Rheins bei Schalampe bis in die Gegend des Elsäßer Bellchen ist 50 Kilomtr., welche sich im Norden auf der graden Linie zwischen Arzenheim und dem „weißen See“ auf 36 Kilomtr. ermäßigt. An Flächeninhalt enthält der Bezirk ca. 380,000 Hect.

Betrachten wir die Orographie des gedachten Landtheils, so kann man fünf verschieden ausgeprägte, natürliche Regionen unterscheiden. Drei dieser Regionen bilden parallele, sich von Norden nach Süden hinziehende Striche, die beiden anderen nehmen diese südlichen Theile ein.

Die erste Region ist die der Vogesen. Diese bilden den westlichen Strich und zugleich die Grenze des Ober-Elfaß mit Frankreich. An diese reißen sich nach Westen zu die Vorberge, und bilden die zweite Region; die Ebene bezeichnet die dritte und erstreckt sich bis zur Rheingrenze. Die vierte Region ist eine Vereinigung von Hügeln und Plateaux, welche im Allgemeinen nicht hoch sind und ist dieselbe im Süden des Bezirks zu suchen. Die fünfte Region schließlich bildet den nordöstlichsten Theil der Jura Berge, südlich einer Linie von Leymen, Pfirt und Pfetterhausen, welche sie von der vierten Region trennt.

Die erste Region, die Vogesen

weisen die höchsten Gipfel der ganzen Gebirgskette überhaupt auf. Längs des Kammes, vom Elsäßer Bellchen an, in schwach nordöstlicher Richtung auslaufend, bis südlich von Schlairrupt zieht sich die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland hin. Von dieser Kette aus gehen Seitenzweige in östlicher und südöstlicher Richtung ab, welche unter anderen hohen Punkten auch die höchste Spitze des ganzen Gebirges, den Gebweiler Bellchen, einschließen. Die Länge des Kammes beträgt ca. 75 Kilomtr. und die Breite dieser Region schwankt zwischen 16 und 22 Kilomtr. Der östliche Abhang der Vogesen ist viel steiler und felsiger als der westliche, es ist jedoch auch nicht selten, daß sich von der Spitze der Gipfel an bis hinunter in das Thal herabsteigende oder bewaldete Hänge hinabziehen, unter einem Neigungswinkel von nicht mehr als 30 Grad. (Kopfberg bei Thann nach Bitschwiller zu, westlich von Altenbach beim großen Bellchen zc. zc.) Die nach Westen zu gebildeten Thäler liegen in einem weit höheren Meeres-Niveau, als die auf dem östlichen, dem Elsäßer-Abhänge. Ganz gleiche Verhältnisse finden im Schwarzwalde statt, auch hier ist der Abfall nach dem Rheine zu sehr viel schroffer, als der auf der entgegengesetzten Seite. Von der Mitte der Elsäßischen Ebene aus betrachtet, hat es den Anschein, als ob beide Gebirge direkt und schroff

aus der glatten Fläche emporstiegen, da die Vorberge dem Auge entschwinden. — Die Höhen der bekanntesten Punkte in den Vogesen in Metern sind folgende: Große Ballon 1426, Honeck 1366, Rheinkopf 1319, Kahle Wasen 1274, Ballon d'Alsace 1250, der Hohnack 936 und der Staufen 896 Mtr.

Vom Süden nach Norden fällt das Gebirge konstant ab, und diese Erscheinung setzt sich im Unter-Elfaß immer weiter fort, so daß z. B. bei Lützelhausen die höchsten Berge nicht über 580 Mtr. hinausgehen. Die Hauptkette, beginnend im Süden von dem, wie angegeben 1250 Mtr. hohen Ballon d'Alsace, bleibt ungefähr in gleicher Höhe bis zum Honeck (1366). Von dort beginnt die Senkung rapide, so daß beim Signal von Bonhomme nur noch 1086 Mtr., an der Grenze des Nieder-Elfaß aber nur 856 Mtr. Höhe gefunden werden. Wiederum dieselbe Erscheinung wie beim Schwarzwald. Die höchsten Punkte dieses Gebirges liegen auch nach dem Süden zu, und erreicht der Feldberg eine Höhe von 1496 Mtr. Um die mittlere Höhe eines Gebirgszuges zu bestimmen, nimmt man die Mittelhöhe zwischen den Gipfeln und den Pässen. In den oberelsässischen Vogesen finden sich 7 Berge über 1300 Mtr. mit einer mittleren Höhe von 1344 Mtr. An Pässen giebt es 5 bedeutendere, die von Girromagny, Buffang, Schlucht, Bonhomme und der zwischen Ste Marie und St. Die, mit einer mittleren Höhe von 757 Mtr. Aus diesen 2 Zahlen entwickelt man die mittlere Höhe der Vogesen in unserem Bezirk auf 1050 Mtr.

Sehr viele Gipfel der Vogesen zeigen eine abgerundete Form, welche Aehnlichkeit mit einem Valle, Ballon, Bellchen haben. Der Glaube, daß dieser Name, welcher bei den Bergen in den Vogesen und Schwarzwalbe häufig vorkommt und sogar auch im Jura gefunden wird, eben von der Form der Berge her stammt, ist der am weitesten verbreitete. Abgesehen aber davon, daß z. B. der Elsäßer Bellchen nur von einer Seite ballonähnlich aussieht, — an seiner östlichen Seite fällt er in einer senkrechten Wand von 400 Mtr. ab — und

daß der große Ballon, von Norden und Süden gesehen, eine aus dem See heraussteigende riesige Pyramide bildet, so bezweifeln einige Schriftsteller durchaus die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme. Nach diesen Schriftstellern hätte das Wort „Bellchen“ seine Abstammung zu suchen in dem keltischen Stamme „Bellec’h“, das heißt einen Ort, welcher dem Kultus des „Bel“ gewidmet war. In der, der Abtei Ebersmünster von Ludwig dem Frommen verliehenen Schenkungs Urkunde vom 1. Mai 817, — wird der große Ballon der „mons Peleus“ genannt. Andere Schriftsteller, welche lateinisch geschrieben haben, nennen denselben Berg mons Velus und Beleus.

Andere hohe Punkte weisen eine nahezu vollständige Pyramidenform auf, wie der Thannichel über Thannenkirch, und der Staufen über Sulzbach. Der Name „Staufen“ kommt übrigens in den Vogesen und im übrigen Deutschland öfters vor, jedoch nur bei einzeln stehenden kegelförmigen Bergen. Uebrigens sind fast alle hohen Punkte der Hauptkette und ihrer Ausläufer nur durch nicht tiefe Einschnitte von einander getrennt, und ragen verhältnißmäßig nur wenig über dem Kamm des Gebirges hervor.

Ueber 1000—1100 Meter hinauf sind die Ruppen gewöhnlich schön beraset, und ihre geringe Erhebung gestattet es stundenweit zu gehen, ohne viel bergauf und bergab zu steigen, so daß man sich lange an der weiten und wechselnden Aussicht erfreuen kann.

Zuweilen steigt auch der Holzwuchs bis in Höhen von 1000 und 1100 Mtr. hinauf, und zwar sind in dieser Höhe fast ausnahmslos die Rothbuchen zu finden, meist in wenig hoher und nur verkrüppelter Form, zuweilen jedoch noch ziemlich guten Baumwuchs zeigend. Eine besonders schöne Gruppe davon findet man auf dem sogenannten Thannerhübel, unter der Kruppe des Roßbergs bei Thann und in dessen Nachbarschaft. Die Abhänge der Gebirge sind meist mit Waldungen von Buchen und Tannen bedeckt. Je tiefer nach den Thälern, desto mehr dominirt die letztere Holzart.

Auf den höher als 1000 Mtr. gelegenen Punkten bleibt der Schnee gewöhnlich während 6 Monate liegen; auf den Südhängen etwas kürzere, auf den Nordhängen etwas längere Zeit.

Die wenig volkreichen und sehr zerstreut liegenden Dörfer im Hochgebirge, sowie die einzelnen Gehöfte kommen nicht über 650—700 Mtr. hoch vor. Der enge Grund der kleinen hochgelegenen Thäler läßt schönes und kräftiges Wiesenfutter gedeihen, und an den geschützteren, wenn auch von Wald entblößten Hängen findet sich hier und dort immer noch ein Plätzchen, welches, allerdings mit unendlicher Mühe und oft selbst nicht ohne Gefahr, der Wildniß abgerungen wird, um mit einigen Kartoffeln bepflanzt oder mit etwas Sommergetreide besät zu werden.

Eigentliche Plateaux kommen selten vor, und dann fast ausnahmslos in der Formation des Vogesen-Sandsteins.

Die zweite Region

beginnt bei Thann. Sie ist von viel geringerer Ausdehnung als die vorige, und von sehr verschiedener Breite. Bei Alt-Thann gehören ihr nur einige 100 Mtr. an, wogegen sie sich bei Sigolsheim auf 3 Kilometer verbreitet. Ihre Grenze nach Westen zu ist nicht immer scharf zu ziehen, weil das herabgerutschte Diluvialterrain seine Vereinigungspunkte mit dem zur ersten Region gehörenden Vogesensandstein verwischt. Oft jedoch ist die Grenze gut markirt durch Einsenkungen und Vorsprünge, welche man zur Anlage von Straßen benutzt hat, die von Süden nach Norden führen. Bei Sulzmatt läuft diese Region aber nicht allein an der Seite des Gebirges hin, sondern sie dringt tief in das dortige Thal ein und füllt dasselbe vollständig aus. Nach Osten zu ist ihre Grenze sehr wechselnd. Oft gehen Ausläufer derselben spornartig tief in die Ebene, sich dort sanft verlaufend, wie bei Türkheim und Sigolsheim. Die höchsten dieser Hügel überschreiten nicht oder nur wenig 400 Mtr. — Das Signal bei Sigolsheim ist 405 Mtr. hoch, der zu dieser Region gehörige Steinbruch

bei Pfaffenheim nur 257 Mtr. Die aus 19 Punkten genommene mittlere Höhe beträgt 317 Mtr. Die östlichen Abhänge dieser subvogesischen Region haben zuweilen sehr regelmäßige Böschungen, in einem Winkel von 30 Grad, bei einer Höhe von 70 Mtr. So bei Alt-Thann in einem ziemlich lockeren Erdreich.

In diesem geschilderten Striche ist recht eigentlich der Weinstock zu Hause. Nicht selten freilich geht die Kultur desselben noch ein gutes Stück in die Thäler hinein und greift so in die erste Region über, sowie sich die Rebe auch zuweilen bis weit in die Ebene, in die dritte Region erstreckt, was ihr freilich durch die häufigen, dort so gefährlichen Spätfröste oft schlecht genug bekommt.

Mit großen Dörfern und kleineren Städten bedeckt, ist die zweite Region zweifelsohne die reichste Gegend im Ober-Elfaß. Die fruchtbaren, aus den Vogesen herniedersteigenden Thäler, die Obst- und Nußbäume, welche sie reichlich schmücken, verleihen ihr einen lachenden Charakter, der mit der Einförmigkeit und Kahtheit der Ebene einen bemerkbaren Kontrast bildet.

Die dritte Region, die Ebene,

ist eine ganz ebene, nur hin und wieder durch stellenweise Anhäufung von Lehm leicht gewellte Fläche. Die Grenzen nach Westen und Süden sind nicht durchweg genau zu ziehen, da die Hügel der zweiten und vierten Region oft in sanfter Neigung zur Ebene übergehen. Die Ebene tritt auch vielfach in das Innere der Thäler ein und dort ist der Punkt, wo sie endet, noch weit schwieriger zu bestimmen. Die Ostgrenze, der Rhein, steht dagegen natürlich fest. Die Breite dieser Fläche zwischen Thann und Homburg beträgt 32 Kilomtr., nördlich zwischen St. Bilt und Bloosheim nur 18 Kilomtr., und ihre Längenausdehnung von Mülhausen nach Illhäusern ist 49 Kilomtr.

Die Ortschaft Alt-Thann liegt 324 Mtr. über dem

Meerespiegel, Homburg nur 227 Mtr., die Neigung der Ebene nach dem Rheine zu macht daher 97 Mtr. oder 3 Mllm. pro 1 Mtr. aus. Die Neigung auf der vorbezeichneten nördlichen Linie beträgt dagegen nur 15 Mtr. oder 0,83 Mllm. pro 1 Mtr. Die mittlere Neigung der Ebene kann man auf 42 Mtr. oder 1,3 Mllm. pro 1 Mtr. annehmen. Der Hauptabfall der Ebene findet zwischen dem Fuße der Vogesen und der Ill statt, zwischen diesem Flusse und dem Rheine ist er nur äußerst gering. Nördlich von Hausen fließt die Ill durch sumpfiges Terrain, welches nur 2—4 Mtr. höher liegt als die Rheinufer unter gleicher Parallele. Diese Einsenkung ist $6\frac{1}{2}$ Kilom. breit und 5 Kilom. lang, setzt sich jedoch in das Unter-Elfaß hinein fort.

Von Süden nach Norden fällt die Ebene 133 Kilomtr. ab, auf der westlichen Seite zwischen Thann und Bilt und 44 Kilomtr. zwischen Homburg und Arzenheim.

Die Region der Ebene setzt sich in einem 24 Kilomtr. langen und $4\frac{1}{2}$ —10 Kilomtr. breiten Streifen nach S.-S.-D. fort, zwischen Mülhausen, Homburg und Hünningen, mit einer Neigung nach dem Rheine von durchschnittlich 20 Mllm.

Diesen Strich mit eingerechnet, beträgt die Neigung der Ebene nach Norden zu, von oberhalb Hünningen bis an die Grenze bei Arzenheim, auf 61 Kilomtr. Länge, 64 Mtr. oder etwas mehr als 1 Mllm. pro Mtr. Der Abfall nach Norden ist mithin ein sehr viel größerer als der von Westen nach Osten, ganz besonders zwischen Ill und Rhein, und erklärt sich hieraus der bei oberflächlicher Betrachtung eigenthümlich erscheinende Umstand, daß die Ill auf einer so bedeutenden Strecke parallel neben dem Rheine hinfließt, ehe sie sich, ein gutes Theil unterhalb Straßburgs, dazu entschließt, ihre Wasser mit denen des Rheins zu vermischen.

Die Region der Ebene wird vorzugsweise von Feldern und Wiesen, sowie Feldhölzern von meist geringerer Ausdehnung, eingenommen. Der Boden ist größtentheils von guter Beschaffenheit, mit Ausnahme eines 8—10 Kilomtr.

breiten Strichs, parallel dem Rheine, wo der überall vorhandene kieselige Untergrund fast oder ganz zu Tage tritt, in Folge dessen der Boden zu wasserdurchlassend und daher trocken und unfruchtbar wird. Der größte Theil dieser sterilen Strecken ist mit, für die Verhältnisse leidlich gutem, Holz bedeckt, siehe den großen Hartwald, den Kastenvald, alle diese Wälder ihrer überwiegenden Fläche nach mit Weißbuchenstockausschlag und einigen kurzschäftigen und sehr früh zopfstroden werdenden alten Eichen bestanden. (Von ganz gleicher Bodenbeschaffenheit ist die zwischen Sennheim und Lutterbach gelegene Fläche, das sogenannte Ochsenfeld). Alle Gewässer, welche aus den Vogesen kommen, werden von der Ill aufgenommen, nicht ein einziges erreicht und erfrischt den so wie so schon trockenen Strich zwischen Ill und Rhein. Zwei kleine Bäche, die Blind und der Thierbach, entspringen in der Ebene selbst, erstere nordöstlich von Wiedensohlen am Kastenvald, der zweite bei Balgau. Die der vierten Region entfließenden Wasserläufe, welche die Thaleinschnitte von Zimmersheim bewässert haben, aus der Gegend von Landser und Köhlingen her, stuzen gleichsam sobald sie in die Ebene hinaustreten und verlieren sich im Riesboden, an der Grenze des Hartwaldes. Die Bächlein, welche von Bartenheim, Blosheim, Gefingen und Bischoweiler herkommen, sind so glücklich, die Ebene durchfließen zu können. Aber auch nur ihrer vereinten Kraft gelingt es, den kleinen Mühlbach zu bilden, welcher eine Zeit lang neben dem Rheine und parallel mit demselben hingehet, und bei Rembs seinen geringen Wassergehalt in denselben ergießt.

Diese Region ist also dazu verurtheilt eine kümmerliche Vegetation zu erzeugen und zu behalten, und zwar vorzugsweise wegen Wassermangels, während dicht neben ihr der Rhein dahintrauscht und bei mittlerem Wasserstande in jeder Sekunde 4—500,000 Liter nach dem Meere zuwälzt!

Die vierte Region, der Sundgau.

Die Zusammensetzung dieser Region ist eine sehr verschiedenartige. Im S.-W. jurassisches Terrain, im Osten Südwasserkalk, in den anderen Theilen tertiärer Meereshoden mit Diluvium bedeckt. Die Formation besteht aus kleinen Höhenzügen, einzelnen Hügeln und wellenförmigen Plateaux. Nach Norden hin geht der Sundgau mitunter unmerklich in die dritte Region über, während nach den anderen Seiten die Grenzen gut erkennbar sind. Die mittlere Meereshöhe (nach der franz. Generalstabs-Karte) beträgt 355 Mtr. Dieselbe fällt jedoch nach Norden zu beträchtlich ab.

Zu dem Sundgau gehört ein großer Theil der jetzigen Kreise Mülhausen und besonders Altkirch. Denkt man sich etwa eine Linie südwestlich von Basel, von Neuweiler ausgehend bis Pfetterhausen, so hat man die südliche Grenze, Westlich tritt dieselbe noch über die neugebildete politische Grenze nach Belfort und Delle zu hinaus, um nördlich zwischen Noderen und Habsheim abzuschließen, und endlich östlich von letzterem Ort Neuweiler wieder zu erreichen.

Diese Region ist 28 Kilomtr. lang, zwischen Bischweiler und Mülhausen, und 30—52 Kilomtr. breit. Eine Lage von Lehm, welche fast überall den Boden bedeckt, macht denselben zu einem recht fruchtbaren. Die wellenförmige Oberfläche des Bodens erzeugt kleine Thäler und Hügel, deren erstere schöne Wiesen enthalten, die anderen zu jedem Getreidebau geeignet sind, oder gutwüchsige Laubwäldungen tragen. Auch die Obstbaumkultur ist in dieser Gegend recht zu Hause.

Die fünfte Region, der Jura.

Diese, das eigentliche Jura-Gebirge abschließende Region bildet einen schmalen Streifen im äußersten Süden unseres Landes. Von Osten nach Westen dringt ein Ausläufer des Terrains von Porrentruy ein und theilt diese Region in 2 ziemlich ungleiche Theile. Der westliche Theil, 12 Kilomtr. lang und 6 Kilomtr. breit, bildet ein Plateau, welches von

Süden nach Norden bedeutend abfällt. Da dies Plateau jedoch dem größten Theile nach in Frankreich liegt, entzieht es sich unserer Betrachtung. Der östliche Theil ist ebenfalls im Süden ziemlich bedeutend höher. Nordöstlich von Pfirt ist derselbe 550 Mtr. hoch; im Süden bei Neuneich dagegen 817 Mtr. Lang gezogene und klar abgemöhlte Ketten zeichnen diese Parthie aus, von denen die bedeutendste die bei Winkel ist, welche sich 11 Kilomtr. weit erstreckt. Die mittlere Höhe dieser Region beträgt 600 Mtr.

Die Orographie des Jura gleicht in keiner Weise derjenigen der Vogesen. In der Vogesenkette tritt eine Hauptaxe auf, von welcher große Nebenketten ausgehen, die wiederum sich in kleinere Ketten zersplittern. Das Ganze gleicht der Aderung in einem Blatte. Im Jura dagegen ist Alles unregelmäßig. Die Hauptketten nehmen die aller verschiedensten Richtungen nach jeder Himmelsgegend an, oder ziehen sich in weiten Bogen herum. Eine Verzweigung oder Bergliederung derselben existirt nicht, sie stehen alle einzeln, unter einander durch mehr oder minder tief einschneidende Thäler getrennt. Auch diese letzteren folgen nicht dem allgemeinen Abfall von Süden nach Norden und so kommt es z. B., daß die Largue und die Ill, deren Quellen nur 2—3 Kilomtr. entfernt liegen, sich sofort weit auseinander begeben, indem die Largue nach Süden und dann erst nach Norden fließt und die junge Ill nach Norden geht, sich dann nach Westen wendet und erst definitiv die nördliche Richtung einschlägt, nachdem sie das bergige Terrain verlassen hat.

Diese Gegend, so romantisch und pittoresk sie sich dem Auge auch darbietet wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, ist durch die Bodenverhältnisse nicht ausgezeichnet, da das Land vielfach mit Steinen übersäet und unfruchtbar ist. Auf den Bergen stehen indessen schöne Waldungen, vorzugsweise von Rothbuchen, welche auf dem Kalkboden vorzüglich gedeihen. Abgesehen hiervon leidet der Landstrich auch durch seine Abgeschlossenheit und Abgeschlossenheit, da er von keiner Eisenbahn,

keiner Wasser- oder Landstraße von besonderer Wichtigkeit berührt wird. Auch gewerbliche Etablissements, welche die Bevölkerung vergrößern und die Einwohner bereichern könnten, sind in keiner größeren Zahl anzutreffen.

Wir kommen nun II. zu der Betrachtung der im Ober-Elfaß befindlichen

T h ä l e r.

Wie wir sahen, sind die Berge, welche die Region der „Vogesen“ bilden, durch Seitenthäler von einander getrennt, die sich wiederum in durch Thäler zweiter Ordnung geschiedene Zweige und Ketten ausbreiten, und so fort. Das Gebirge bildet somit ein Ganzes von Verzweigungen, welche mit einem gemeinsamen Stamme verbunden sind.

In ihrer oberen Parthie sind diese Thäler gewöhnlich eng und verbreiten sich erst bei ihrem Austritt in die Ebene. Die Breite derselben scheint von der Stärke der sie durchfließenden Wasserläufe abhängig zu sein.

Da sich die Hauptkette der Vogesen von S.=W. nach N.=D. hinzieht, so müßten die Thäler, wenn sie ihre Wasser auf dem kürzesten Wege dem Rheine zuführen wollten, in nord- resp. südöstlicher Richtung auslaufen. Dem ist jedoch nicht so. Die Richtung der Thäler ist eine überaus ungleichmäßige, oft vielfach krumme und gewundene.

Das Thal der Ill beginnt bei Winkel, wendet sich östlich nach Ultingen und bei Carspach weiter nach Norden, dann nach N.=D., um bei Mülhausen sich in der Ebene zu verlaufen. Es gehört der fünften und vierten Region an. Seine Breite schwankt zwischen 250 und 1500 Mtr. und seine Ränder sind wenig hoch.

Das von Norden nach Süden gehende Thal der Savoureuse muß, als außerhalb der Grenzen des Ober-Elfaß liegend, unberücksichtigt bleiben.

Das Thal der Doller hat eine ziemlich feststehende Richtung von N.-W. nach S.-O. Oberhalb Oberbruck theilt sich dasselbe in zahlreiche Verzweigungen 2. und 3. Ordnung, deren bedeutendste, das Rimbachthal, sich nach Norden wendet. Das Hauptthal nimmt sehr bald an Breite zu, schon bei Sewen ist es 300, bei Kirchberg 7—800 Mtr. breit. Es verengt sich noch einmal bei Maaßmünster, um sodann in die Ebene hinauszutreten. Die ganze Länge beträgt $16\frac{1}{2}$ Kilomtr. Wiewohl ganz von steilen Felsen eingeschlossen, bietet dieses Thal doch einen überaus freundlichen Anblick. Da wo es das Rimbachthal entsendet, zeichnet es sich durch ein herrliches Grün aus. Ortschaften und bebaute Felder steigen an den Abhängen hinauf, deren Höhen mit Wäldern geziert sind.

Das Thal der Thur, ursprünglich von Norden nach Süden, wendet sich südöstlich bis nach Thann, wo es in westlicher Richtung in die Ebene austritt. Dieses Thal bietet die auffallende Erscheinung, daß sich mehrere einzeln stehende Hügel in seiner Mitte vorfinden, wie derjenige, welcher die Ruinen des alten Schlosses Wildenstein trägt, und die, welche das Dorf Oderen umfassen. Schon von Wildenstein an wird es breit und behält eine Ausdehnung von mindestens 700 Mtr. bis nach Thann hin. Eigentliche Verzweigungen kommen hier nicht vor, doch öffnen sich in demselben mehrere größere Seitenthäler, welche wiederum in kleinere Thäler auslaufen. Dieses 27 Kilomtr. lange Thal gehört zu den schönsten in den ganzen Vogesen.

Das Lauchthal geht im Ganzen und Großen von Westen nach Osten. In seinen oberen Parthien vielfach verzweigt, beginnt es sich bei Lautenbachzell auf 400 Mtr. zu erweitern. Weiter unten wird es wohl stellenweise breiter, jedoch nicht über 500 Mtr. Dies nur $16\frac{1}{2}$ Kilomtr. lange Thal beginnt 7 Kilomtr. von der Hauptkette der Vogesen entfernt. Das Seitenthal, Murbachthal, geht bis zum Fuße des großen Ballons.

Das **Ombachthal** erstreckt sich in die 1. und 2. Region, während die meisten andern nur der 1. angehören. Dies Thal ist dadurch eigenthümlich, daß es in seiner höheren Lage ein Becken bildet, welches, fast kreisrund, einen Durchmesser von 3 Kilomtr. hat. Derselbe liegt ein Halbkreis von 8 bis 900 Mtr. hohen Bergen vor, während das Thal sich nach unterhalb verengt und erst zwischen Sulzmatt und Westhalten wieder etwas breiter wird. Es läuft von N.=D. nach S.=W. und ist nur 9 Kilomtr. lang.

Das **Fechtthal** ist mit dem **Thurthal** das längste in den Vogesen. Ganz eingeschlossen von Bergen der 1. Region ist dasselbe $26\frac{1}{2}$ Kilomtr. lang. Oberhalb Münster theilt es sich zuvörderst in 2 Theile, in das große oder **Mühlbacher-**, und das kleine oder **Stoßweier-**Thal. Eine große Menge Verzweigungen zu Thälern 2. und 3. Ordnung kommen hier vor. Das kleine Thal ist eng, das große ebenfalls bis nach Mezerai, von wo ab es eine Breite von 300—350 Mtr. erhält. In Münster verbreitert es sich noch mehr, erreicht 1 Kilomtr. bei Günsbach und behält diese Breite bei bis zu seiner Ausmündung in die Ebene, woselbst Winzenheim von den Hügeln bei Türkheim mehr als 2 Kilomtr. entfernt liegt. Mit Ausnahme etwa der letzten $1\frac{1}{2}$ Kilomtr., welche der 2. Region angehören, liegt dies Thal vollständig von der 1. Region eingeschlossen. Durch seine Länge und Breite ist das Fechtthal das wichtigste aller Ober-Elässischen Vogesenthäler. Seine Hauptrichtung geht von S.=W. nach N.=D., nur an seiner Oeffnung wendet es sich genau gegen Osten.

Das **Weißthal** ist in seiner Richtung sehr unregelmäßig und läuft streckenweise nach allen Himmelsrichtungen. Ganz zu Anfang nach Norden weisend, wendet es sich bald scharf östlich, um sich bei Schnierlach in 2 Theile zu spalten, die Thäler von **Schnierlach** und **Orbey**. Letzteres hat eine große Menge von Verzweigungen. Zwischen Orbey und Schnierlach erweitert das Thal sich einigermaßen bis auf 200—250 Mtr. Bei Ranjersberg verengt es sich jedoch schon wieder. Die

ganze Länge beträgt 19 Kilomtr. Im oberen Theile, zwischen Bonhomme und dem Col Markkirch, finden sich ausgezeichnete Wiesen und Weiden, welche von bewohnten Gehöften ausbewirthschaftet werden.

Das nur 10 Kilomtr. lange Strengbachthal, in der oberen Richtung von Westen nach Osten laufend, ist in seiner ganzen Ausdehnung sehr eng und bietet weder Raum für Acker- und Wiesenkultur, noch Wasserkraft genug, um Fabriken Nahrung zu geben. Der Weg von Rappoltsweiler nach Markkirch führt zum Theil durch dieses Thal.

Endlich das Leberthal von N.-D. nach S.-W. streichend, steht in Verbindung mit mehreren größeren Seitenthälern. Zwischen Eschery und Markkirch 200 Mtr. breit, nimmt die Breite unterhalb immer mehr zu, um hinter der Papierfabrik beim Austritt in die Ebene 900 Mtr. zu erreichen.

Die vielfach bedeutende Senkung der Thäler machte es möglich, ohne bedeutende Kosten die Wasserkraft in denselben nutzbringend zu verwerthen. Fast in allen derselben, und ziemlich hoch hinauf, hat man Fabriken verschiedener Art, meist aber Spinnereien und Webereien gegründet, welche der Gegend eine reiche Bevölkerung und einen gewissen Wohlstand verliehen, und die dem Ober-Elfaß einen hervorragenden Namen in der Industrie verschafft haben.

Vom Thann-Thal abwärts nach Norden öffnen sich sämmtliche Thäler in der 2. Region, wo die Kultur der Rebe blüht. Gewöhnlich ist aber nur die linke Seite der Thalmündungen mit dem Weinstock bepflanzt, da diese der Mittags-sonne am meisten ausgesetzt ist. Hier gewinnt man den feurigsten Wein, und darf nur an den Rangen bei Thann, an den Kitterle bei Gebweiler erinnert werden. Die Güte des Weines hängt jedenfalls mehr von der Lage der Hänge, als von der mineralogischen Zusammensetzung des Bodens ab. Bei Thann z. B. besteht die Gebirgsart, auf welcher jener gute Wein wächst, aus Grauwacke, bei Gebweiler aus reinem Vogesen-Sandstein, bei Rufach aus tertiärem Kalk, bei Lürk-

heim aus Granit und bei Stappoltzweiler aus Gneiß. Unterschiede, wie sie kaum mannigfaltiger gedacht werden können.

III. B e c k e n.

Das Ober-Elß gehört, mit Ausnahme eines sehr kleinen Strichs im S.-W. des Landes, durchweg zum Becken des Rheines, welcher die ihm zufließenden Gewässer dem deutschen Meere zufließen läßt. Die Wasserscheide zwischen diesem und dem Rhonebecken beginnt am Elßasser Bellchen, folgt dem Rücken der Bärenkopfkette nach S.-D., geht zwischen Sappe le Bas und La Chapelle über Bréchaumont nach Baldieu, folgt den Hügeln, welche westlich das Largue-Thal einschließen und endet bei Pfetterhausen. Außerhalb des Gebirges und zwischen Sappe und La Chapelle wird diese Scheide durch Plateaur von keiner erheblichen Meereshöhe gebildet. Bei Baldieu beispielsweise erhebt sich die Gegend nur auf 350 Mtr. Höhe.

Wir kommen nun zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe, zu der

H y d r o g r a p h i e

des Ober-Elß. Wir ziehen dabei nur die zu Tage tretenden Gewässer in das Gebiet unserer Erörterung, also die Flüsse, Bäche und Kanäle, die Seen und Teiche.

Flüsse und Bäche.

1. Der Rhein. Dieser Strom hat bekanntlich seine Hauptquellen in den Gletschern des Kantons Graubünden. Durch viele Bergflüsse vergrößert, wendet er sich nach Norden, tritt in die Senkung, genannt Bodensee, welche er verläßt, um die Fälle bei Schaffhausen und Laufenburg zu bilden.

Weiterhin bringt ihm die Aar den Tribut des größten Theils der Gewässer der Schweiz. Bei Basel nimmt er eine nördliche Richtung an und tritt in das weite Thal, welches die Vogesen vom Schwarzwald trennt. Von dort durchrauscht er die enge Schlucht bei Bingen, verläßt sodann die Gebirge und beendet seinen Lauf durch die große Norddeutsche Tiefebene, um sich in Holland in mehrere Arme zu theilen, deren unbedeutendstem er seinen Namen hinterläßt, und geht endlich im deutschen Meere auf. — In das Ober-Elß tritt der Rhein 2 Kilomtr. oberhalb Hüningen und verläßt diesen Bezirk unterhalb von Argenheim. Seine Breite, nach der Generalstabs-Karte, ist beträchtlich, aber ungleich. Oberhalb Hüningen beträgt dieselbe nur 200 Mtr., aber schon unterhalb Neudorf wächst dieselbe bis auf 1500 Mtr., und noch etwas weiter, Fessenheim gegenüber, sogar bis 2400 Mtr. Bei Alt-Breisach mißt der Strom, obwohl er hier selbst nur einen einzigen Nebenarm hat, noch 1000 Mtr. Die bedeutenden Arbeiten, welche nun schon seit bereits 30 Jahren im Gange sind und für unseren Bezirk in wenigen Jahren abgeschlossen werden dürften, haben den Zweck, das Rheinbett bis auf eine gleichmäßige Breite von 200 Mtr. einzuengen. Dadurch werden natürlich alle die zahlreichen Inseln verschwinden, welche jetzt in dem Flusse liegen. Der Höhenunterschied zwischen Hüningen und Argenheim beträgt, wie wir gesehen haben, $247 - 183 = 64$, welches einem Gefälle von 1 Millm. pro 1 Mtr. gleichkommt.

Der Rhein ist periodischen und zufälligen Anschwellungen unterworfen. Die periodischen entstehen durch das Schmelzen des Schnees und Eises in den Alpen, und die zufälligen sind dem Regen, Gewittern und Wolkenbrüchen zu verdanken. Die Anschwellungen werden sehr gemindert durch den Bodensee für den oberen Lauf des Flusses und durch einige andere Seen für verschiedene größere Schweizer Zuflüsse. Da sich jedoch von der Schweiz und von Deutschland her noch eine Menge Gewässer in den Rhein ergießen, ohne durch Seen zu gehen, oder erst mächtig werden, nachdem sie die Seen verlassen

haben, so findet doch zuweilen ein sehr plötzliches und gefährliches Hochwasser statt.

Die periodischen Anschwellungen sind am höchsten im Juni und Juli, die zufälligen binden sich an keine Jahreszeit. Im Herbst und gegen Anfang des Winters sind die größten beobachtet worden. Das Hochwasser von 1852 war seit Jahrhunderten das bedeutendste, indem es den Nullpunkt am Pegel bei Kehl um 4 Mtr. 54 überstieg.

Niedriges Wasser ist gewöhnlich im Winter von November bis März, wenn Schnee und Eis in den Bergen nicht mehr schmilzt.

In den Monaten April und October bewegt sich der Fluß gewöhnlich in mittlerer Höhe. — Uebrigens zeigt der Rhein von allen europäischen Flüssen die geringsten Unterschiede zwischen hohem und niedrigem Wasserstande, ebenso wie seine mittlere Wasserhöhe die höchste, seine Ernährung die regelmässigste ist.

Die Wassermassen, welche der Strom in jeder Sekunde fortwälzt, betragen nach einer Messung aus dem Jahre 1860 bei Kehl

für niedrigen Wasserstand	478 Cbm.
für mittleren " 	1030 "
für Hochwasser	3684 "

Ausnahmsweise haben sie sich wohl bis auf 4500 Cbm. gesteigert.

Die Lûzel, in der Schweiz entspringend, bildet auf etwa 11 Kilomtr. Länge die Landesgrenze, um sich wieder zurück zu ihrer Wiege zu wenden.

Die Ill ist der bedeutendste Fluß im Ober-Elß. Sie durchfließt den Bezirk in einer Länge von 111 Kilomtr., die vielfachen Biegungen nicht eingerechnet. Anfangs nur schmal, erreicht sie eine Breite von 40 Mtr. unterhalb Colmar. Sie entspringt bei Winkel und ergießt sich 13 Kilomtr. unterhalb Straßburgs in den Rhein, nachdem sie alle von den Vogesen kommenden Gewässer in sich aufgenommen. Nahe ihrer Quelle

verschwindet sie plötzlich in der Erde, um auf 1000 Mtr. Länge unterirdisch weiter zu fließen und dann wieder an das Tageslicht zu kommen.

Unterhalb Mülhausen zweigt sich von dem Flusse eine künstliche Ableitung nach Neu-Breyfach ab bis Ensisheim, Quatelbach, von dort Bauban- oder Canal von Neu-Breyfach genannt. Dieser Ueberlaß legt ihr Bett bis nach Colmar hinunter für einen großen Theil des Jahres fast trocken.

In Mülhausen tritt die Ill nicht selten aus ihrem Bette und erzeugt größere oder kleinere Ueberschwemmungen, von denen die bedeutendsten in den Jahren 1831, 1852 und 1860 stattfanden. Die ersteren beiden im September, die letztere im Februar.

Die Blind bei Wiedensohlen, die Lague, welche bei Illfurth in die Ill fällt, die Allaine, die nur in geringer Länge den Süden des Bezirks durchfließt und in den Doubs in Frankreich mündet, die Savoureuse, vom Elässer Bellchen kommend, einen Nebenfluß der Allaine bildend, daher zum Rhonebecken gehörig, und endlich der St. Nicolas-Bach, welchen der Bärenkopf herunter sendet, seien nur kurz erwähnt, da sie wenig besonderes Interesse bieten.

Die Doller entspringt unter dem Elässer Bellchen, hat eine vorwiegend östliche Richtung, verstärkt sich oberhalb Maasmünster durch den Rimbachfluß und führt ihr Wasser nach einem 43 Kilomtr. langen Laufe der Ill bei Illzach zu. Von Burnhaupt ab führt ein künstlicher Canal nach Mülhausen zur Speisung des vorerwähnten Quatelbachs, dem er bei trocknen Zeiten fast das ganze Wasser zuführt.

Die Thur entsteht am Hundkopfe am Ende des St. Amarin-Thales, fließt südlich und dann südöstlich bis nach Thann, wendet sich sodann bei Sennheim nach N.-D., um unterhalb Ensisheim in die Ill zu fallen. Ihr ganzer, annähernd einen Halbkreis bildender Lauf ist 48 Kilomtr. lang. Ein Arm der Thur, welcher theilweise in einen Canal verwandelt ist, zweigt sich vor Ensisheim ab und ist nördlich

geführt, um in der Nähe von Horburg sich wieder mit der Ill zu vereinigen.

Die Lauch, aus dem Grunde des Gebweiler Thales kommend, wo sie bald nach ihrem Entstehen schöne Fälle bildet, verfolgt einen südöstlichen, östlichen und endlich nordöstlichen Lauf. Sie durchströmt Colmar und ergießt sich $1\frac{3}{4}$ Kilomtr. unterhalb Horburg in die Ill. Bei mittlerem Wasserstande liefert sie in Colmar 2000 Liter p. Sekunde.

Der Dmbach entsteht bei Offenbach aus zwei Quellen. Er berührt Sulzmatt und Westhalten und bringt sein Wasser bei Ruffach in die Lauch. 12 Kilomtr. lang.

Die Fecht. Oberhalb Münster bilden die Quellen dieses Flusses zwei Gruppen, die des großen und des kleinen Thales. Die Zuflüsse aus dem großen Thal kommen von dem Gebirgsstock zwischen dem Hohneck und dem Herrenberg, die aus dem kleinen Thale von dem zwischen dem Hohneck und den hautes Chaumes. Oberhalb Münster haben diese verschiedenen Zuflüsse Aehnlichkeit mit einem großen Fächer. Nach ihrer Vereinigung wendet sich die Fecht nach Osten, dann nach N.-D., vereinigt sich bei Gemar mit dem Strengbach und geht bei Illhäusern in die Ill. 43 Kilomtr. langer Lauf. 1 Kilomtr. oberhalb Türkheim ist ein Kanal, der Logelbach, aus der Fecht abgeleitet. Er geht nach Colmar und endet daselbst in der Lauch und Ill.

Die Weiß entsteht im weißen See. Bei Drbey strömen ihr eine Menge Zuflüsse zu, von allen Seiten kommend. Auch noch unterhalb nimmt sie mehrere kleine Wasser auf. Sie geht durch Kayfersberg und ergießt sich 3 Kilomtr. unterhalb Sigolsheim in die Fecht. Die Länge beträgt 21 Kilomtr.

Die Leber hat ihre Quelle in der Nähe des Signals von Bonhomme. In nordöstlichem Laufe geht sie durch Markkirch, um oberhalb Scherviller in das Unter-Elsas einzutreten und nach einem Wege von 23 Kilomtr. in den Gießen, einem Nebenfluß der Ill, zu münden.

Die meisten der eben genannten Gewässer sind sehr verschieden in Bezug auf Uferbildung, Wassermenge, Geschwindigkeit, Breite und Länge. Sogar bei ein und demselben Flusse wechseln diese Erscheinungen äußerst plötzlich und oft, jenachdem der Charakter eines Bergwassers vorwaltet, oder die Kluft dem Laufe zu Hülfe gekommen ist.

Noch gehört zu dem jetzt behandelten Abschnitte ein Werk von großer Bedeutung, nämlich

2. Der Rhein-Rhône-Kanal.

Derselbe beginnt bei Lyon, wird zuerst von der Saône gespeist, sodann vom Doubs, überschreitet die Allaine und tritt bei Münsterol in das Ober-Elß, welches er in einer Länge von fast 84 Kilomtr. durchläuft. Bei Straßburg endet er in der Ill.

Nach seinen Höhenunterschieden kann der Kanal im Ober-Elß in 4 Sektionen getheilt werden, und zwar 1. das kleine Stück von 6 Kilomtr. Länge von der Grenze des Bezirks bis nach Baldieu, woselbst die Wasserscheide zwischen dem Rhône- und dem Rheinbecken sich befindet. Hier beträgt der Fall des Kanals etwas über 1 Mm. pro 1 Mtr. und wird ihm Wasser aus dem Largue zugeführt durch einen künstlichen Graben.

2. Sect. Von Baldieu bis zur Napoleonsinsel bei Mülhausen, 33 Mtr. lang mit mehr als 3 Mm. pro 1 Mtr. Gefälle. Mittels einer Kanalbrücke geht er über die Largue unterhalb Dammerkirch und benützt stellenweise das Bett der Ill, zwischen Illfurth und Zillisheim.

3. Sect. Von der Napoleons-Insel bis zur Nord-Grenze des Bezirks, 42 Kilomtr. lang mit 1,3 Mm. Gefälle. Bei der Napoleons-Insel zweigt sich ab als 4. Sect. der Kanal nach Hüningen, 28 Kilomtr. lang mit dem sehr geringen Niveauunterschiede von 0,25 Mm. Diese und die Sect. 3 werden vom Rheine gespeist.

Die untere Breite des Kanals ist 10 Mtr., die obere 15 Mtr., die Tiefe 1 Mtr. 70.

3. Seen.

Es giebt ihrer nur sehr wenige im Bezirk, und diese von geringer Ausdehnung. Mehrere derselben wurden eingedämmt zur willkürlichen Vermehrung und Regulirung der Wasserkraft in den von ihnen ausgehenden Gewässern. Natürlich zu Industriezwecken.

1. Der See von Sewen liegt unmittelbar über Sewen am Ende des Thals von Maas Münster, 507 Mtr. hoch. Er ist 400 Mtr. lang und hat bis zu 200 Mtr. Breite. Seine Ufer, besonders im Norden, sind niedrig und torfig, und ist die Tiefe nicht bedeutend. Der von ihm ausgehende Bach bildet den hauptsächlichsten Nebenfluß der Doller.

2. Neuweiher See, nördlich von dem vorigen, 731 Mtr. hoch, 360 Mtr. lang, aber nur äußerst schmal. Er ist durch 2 Dämme in 2 Becken getheilt. Der ihm entfließende Bach verstärkt ebenfalls das Wasser der Doller. Von zerflüfteten Syenit-Felsen und deutlichen Moränen umschlossen, gewährt er einen wilden, pittoresken Anblick.

Noch interessanter, und wie in hohe Felsenmauern, ebenfalls Syenit, eingezwängt, liegt der, seinen Ursprung jedenfalls auch einem ehemaligen Gletscher verdankende Sternensee, südwestlich von Gresson in einer Meereshöhe von 971 Mtr. Er hat 320 Mtr. Durchmesser und ist ziemlich tief. An seinem unteren Ende befindet sich ein Damm mit einer Schütze. Auch er entsendet seine Wasser zur Doller.

Der Bellchen-See liegt im Norden des großen Ballons, in einer Meereshöhe von 950 Mtr., nach Anderen 995 Mtr. Auch er ist ringsum von steilen, übrigens bewaldeten Felsen umgeben. 400 Mtr. lang, 240 Mtr. breit, enthält er ca. 75,000 Quadrat-Meter. Die umliegenden Höhen erheben sich auf 250 Mtr., der Bellchen jedoch auf

476 Mtr. über dem Wasserspiegel. Das abfließende Wasser geht zur Lauch. Schon Bauban, um dem nach ihm benannten Kanal mehr Wasser zuzuführen, legte an dem unteren Ende des Sees einen Damm mit einer Schütze an, welche noch jetzt von den Industriellen des Thals erhalten wird. Letztere haben auch einen unterirdischen Abfluß eingerichtet. Im Jahre 1740 zerstörte der durch den rasch geschmolzenen Schnee sehr angeschwollene See diese Arbeiten, ergoß sich in das Thal, in welchem er große Verwüstungen anrichtete und eine Ueberschwemmung bis nach Iffenheim verursachte. Ein ähnliches Unglück ereignete sich im Jahre 1778.

Der Daren=See liegt oberhalb Sulzeren im kleinen Münsterthal. Ungefähr 42,000 Quadrat=Mtr. groß, ist er von beträchtlicher Tiefe, welche in seiner Mitte 355 Mtr. betragen soll. Seinen Ueberfluß an Wasser giebt er in einem, Sulzeren durchfließenden Bach an die Fehlt bei Münster ab.

Der schwarze See, 5 Kilomtr. oberhalb Orbey, liegt 950 Mtr. über dem Meerespiegel. Der größte Durchmesser von Süden nach Norden beträgt 520 Mtr. und sein Flächeninhalt 140,000 Q.=Mtr. Seinen Namen verdankt er entweder dem dunklen Sande, mit dem sein Grund bedeckt ist, oder den düster gefärbten Felsen, welche ihn rings wie die Wandungen eines Trichters umgeben. Oberhalb Orbey erreicht das von ihm abfließende Wasser die Weiß.

Der weiße See, am äußersten Ende eines Thales, welches sich 1 Kilomtr. oberhalb Orbey öffnet, in einer Höhe von 1054 Mtr. gelegen, ist der größte aller Vogesen=Seen im Ober=Elßaß. Von S.=D. nach N.=W. sich hinziehend, ist er 760 Mtr. lang, bei einer Breite von 380 Mtr. Sein Flächeninhalt ist 248,600 Q.=Mtr. oder fast 25 Hect. Sein Wasser bildet die Quelle der Weiß. Weißer Quarzsand auf seinem Grunde hat wohl die Verleihung seines Namens verursacht.

4. Teiche.

Nur im südwestlichsten Theile des Bezirks findet man Teiche, dort aber auch eine große Menge derselben. Einige sind natürlichen, andere künstlichen Ursprungs. Die letzteren, ehemals der Fischzucht wegen angelegt, hat man im Jahrhundert der Industrie fast durchaus dieser dienstbar gemacht. Einzelne jedoch werden alle 3, 4, 5 Jahre einmal abgelassen, der Boden mit Sommerfrüchten bestellt und die dazwischenliegende Zeit wieder zur Fischzucht verwandt.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, noch einige wenige Zahlen zu geben, die erkennen lassen, in welcher umfassender Weise der Mensch Besitz von den Wassern des Ober-Elbthals ergriffen, diese gezähmt, geleitet und für seine Zwecke nutzbar gemacht hat. In den 1357 Ortschaften, welche von den aufgeführten Gewässern oder ihren Zuflüssen durchströmt oder begrenzt werden, sind 369 mit Fabriken, Mühlen u. versehen. Es ist hier natürlich nur von solchen Werken die Rede, welche ganz oder theilweise vom Wasser getrieben werden. Solcher einzelnen Anlagen existiren 717. In denselben befinden sich 1295 Wasserräder incl. 62 Turbinen. Die zur Nutzung kommende Wassermasse beträgt 2520 Cubikmtr., welche eine Gewalt von 12650 Pferdekraft repräsentiren.

Daß trotzdem noch eine gewaltige Summe Wasser-Kraft ungenutzt verblieb, ist zwar zweifellos; es dürfte indessen kaum ein zweiter Landstrich in Deutschland existiren, wo auf einer gleich geringen Flächenausdehnung so Bedeutendes in dieser Beziehung geschaffen worden ist und geleistet wird.

V.

Ehemalige Gletscher in den Vogesen.

„Bei dem Anblick unserer lachenden Thäler mit ihren üppigen Feldfrüchten und ihren grünenden Wiesen fällt uns der Gedanke und die Vorstellung schwer, daß diese lieblichen Hänge einst unter mächtigen Gletschern begraben waren, und daß auf den Spitzen und Kuppen der heute in dem Schmuck herrlicher Waldungen prangenden Gebirgszüge dereinst unergründliche Schneefelder lagerten; daß ein alles Leben zerstörender Reif, jahraus, jahrein, jede etwa beginnende Vegetation erstickte und völlig unwirthlich machte jenem Boden, welcher heute die holdesten Blüthen treibt, sich dehnt und regt unter dem entzückenden Hauche des Lenzes! Dort der munter plätschernde Bach, der in mäandrischen Windungen unter Bappeln und Erlen dahineilt, mit welcher Wonne bespülen seine krysthellen, geschwägigen Wogen die blüthenreichen Gestade! Singende, fröhliche Menschen wenden das duftige Heu längs seiner Ufer, während das Wasser sich beeilt zu den Rädern der Werkstätten zu gelangen, deren unaufhörliche Thätigkeit herüberschallt und zum Himmel aufsteigt — eine Hymne der Arbeit.

Dichter werden die Stätten des Gewerbfleißes und immer ausgedehnter. Sie ziehen sich bis zu jenem volkreichen Dorfe, dessen saubere Häuser sich malerisch um den alten

Kirchthurm gruppiren. Ein Kranz von blauduftigen hohen Berggipfeln, welche riesige Tannen und Buchen tragen, umgiebt und beherrscht das Dorf, und weiterhin sonnige Hänge, bedeckt mit Reben, schwer mit edlen Trauben behangen. Zu ihren Füßen wogen im leichten Windhauch goldene Lehren auf ausgedehnten Feldern, läßt das Dampfroß seinen schrillen Pfiff erschallen und rast dahin, schneller als die Woge des Flusses, unter einem langen Streifen dichten Qualmes. Hinter ihm auf dem Eisenwege eine unendliche Wagenreihe, schwer beladen mit neuen Reichthümern fremder Zonen. Ueberall Bewegung, überall Wohlstand, überall Glück!

Dies ist heute das Bild aller unserer Thäler im Elsaß und im Wasgau. Wie verschieden von dem Anblick derselben Dertlichkeiten, als sich noch Gletscher von den Bergen hernieder senkten und mit eisigen Massen den Platz bedeckten, welcher jetzt von bebauten Feldern, von rasselnden Maschinen, von blühenden Dörfern eingenommen ist. Riesige Bergtrümmer wurden von beiden Seiten hinweggeschoben, das Eis wälzte sie zu Thale, ungeheure Felsen oft in Atome verwandelnd. Alles kahl und nackt, alles zerrissen und zertrümmert, sich auflösend in trüben schmutzigen Gewässern, und darüber ein grauer Himmel mit dichtem und ekelhaftem Nebel. Tieftraurige Einsamkeit, Aufenthalt der Bären und Geyer! Nur selten wagten sich einige Menschen hierher, in Thierfelle gekleidet, abgehungert und elend, welche für gewöhnlich ein kümmerliches Dasein fristeten in den Wäldern an der Ill und am Rhein, auf der Jagd nach dem Rennthier, dem Auerochsen und dem Mähnen-Elefanten. Diese Menschen — wer kann es wissen — waren vielleicht die Vorfahren der Elsässer von heute. Schon vorhanden zur Zeit der starren Gletschermassen in unserer Gegend, haben sie das Eis dahinschmelzen und verschwinden sehen und waren Zeugen der wunderbarsten Veränderungen in der Natur, ohne uns ein Andenken davon zu überliefern!“

Diese Worte bilden die Einleitung zu einer gediegenen

wissenschaftlichen Abhandlung, welche ein junger elsässischer Gelehrter im vorigen Jahre veröffentlicht hat. In seiner, in französischer Sprache, aber mit deutscher Gründlichkeit gefertigten „Description des formations glaciaires dans la chaîne des Vosges“ führt uns Herr Charles Grad zu Türckheim bei Colmar durch sämtliche Thäler des Wasgau und weist viele unverkennbare Spuren ehemaliger Gletscher nach. Grad war nicht der erste Gelehrte und Forscher, welcher diese Gletscher Spuren entdeckt und beschrieben hat. Er selbst erwähnt in seinem Werke einiger Vorgänger, deren Arbeiten er mehrfach benutzt hat. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, die Sache geordnet und durch eine große Menge eigener Erfahrungen bereichert und andererseits eine Anzahl irriger Annahmen berichtigt zu haben. Seine Studien, welche er an noch in Thätigkeit befindlichen Gletschern in der Schweiz, namentlich aber den Aletsch- und Grindelwald-Gletschern gemacht hat, befähigten ihn vorzugsweise dazu, auch seine vaterländischen Berge der Wissenschaft aufzuschließen und ein richtiges Erkennen derselben zu erleichtern. Schon in den dreißiger Jahren war ein französischer Ingenieur-Kapitän, Leblanc, auf die große Menge erraticer Blöcke aufmerksam geworden, welche sich auf den Höhen der Gebirge in der Gegend von Giromagny vorfand und zwar an Stellen von ganz verschiedener geologischer Beschaffenheit. Er schloß daraus auf frühere Gletscher und führte seine Hypothese in einem Vortrage bei der „Versammlung der geologischen Gesellschaft von Frankreich“ zu Porrentruy im Jahr 1838 näher aus. Demnächst beschäftigte sich, nach Ausweis von Mittheilungen an die genannte Gesellschaft vom Jahr 1839, noch ausführlicher mit demselben Gegenstande und besonders mit vorgefundenen Moränen- und Gletscher-Ablagerungen, Herr Renoir, damals Lehrer am Collège zu Belfort. Und endlich haben Herr Ed. Colomb und Herr Henri Hogard, — der älteste Geolog der Vogesen, ausgezeichnete Monographien der Gletscher Spuren in den Thälern der

Mosel und der Thur geliefert und in den Jahren 1847 und 1851 veröffentlicht.

Wohl ein Jeder, der zum ersten Male in seinem Leben einen Gletscher, und zwar an seinem unteren, sich in das Thal verlaufenden Ende betrat, war im ersten Augenblick etwas enttäuscht und entnüchtert. Mit Entzücken hatte er von einem gegenüberliegenden Bergzuge aus die klaren krystallhellen oder ultramarinblauen Zacken, Schluchten und Risse beobachtet, welche den oberen Theil der unabsehbaren Eisfläche zieren. Er konnte die Zeit nicht erwarten, dieses Wunder der Natur aus der unmittelbarsten Nähe anzustaunen und mit seinen Füßen zu betreten. Hinunter eilt er in das Thal, dem Gletscher entgegen, der immer weiter vor ihm auszuweichen scheint. Noch rauscht ihm zur Seite der wilde Bergstrom mit seinen bleigrauen Gewässern durch ausgewaschene Felsenthore, hoch aufspritzend, wenn er Hindernisse findet auf seinem Wege und, wie in unbezähmbarer Wuth, riesige Blöcke und Steine, abgerundet und abgeglättet, gleich Bällen vor sich herwälzend, thalabwärts bis in die Ebene. Aber das Brausen wird schwächer und schwächer, je höher der Wanderer aufwärts klimmt; das Wasser eilt nicht mehr so rasend dahin, da das Gefälle geringer wird; es theilt sich in zwei, in vier, in zehn, in unzählige von der Eismasse herkommende kleine Arme und Rinnsale. Immer beschwerlicher wird der Weg, immer feuchter und klebriger. Bald droht der Fuß zu versinken in dem von Wasser und Schlamm durchzogenen Erdreich, bald sind die großen und kleinen Steinblöcke zu überspringen und zu übersteigen, die in ungezählten Mengen wild und ungeordnet umherliegen, hier einzeln, dort sich thürmend zu höheren oder niederen dammartigen Hügeln und kleinen Höhenzügen. Endlich ein wahres Chaos von Steinen in einem weiten Halbzirkel aufgethürmt bis zu 100 Meter Höhe und darüber. Auch dieses ist überwunden; nun noch ein letzter Aufschwung, und der ermüdete Reisende steht endlich auf dem Gletscher, den er noch so weit

entfernt, so hoch über sich wähnte. Dies ist der Moment der Enttäuschung; denn sagte es nicht der wege- und ortskundige Führer, wir hätten es nimmer geglaubt, daß die zwar feste, aber mit Schlamm, Sand und zerriebenen Steinen hoch bedeckte Masse, auf welcher wir stehen, ein Theil jenes noch weit ab liegenden blauen Eisgebirges, des Zieles unserer Sehnsucht sei. Für unseren Zweck hat zunächst nur dieser untere Theil des Gletschers Interesse. Wir verzichten daher für diesmal auf den Besuch und die Schilderung des klaren Eises, versäumen aber nicht, die Breite des unteren Theiles in seiner ganzen Ausdehnung zu durchmessen, natürlich mit der gehörigen Vorsicht, um nicht in den unerwartet erscheinenden Rissen und Spalten spurlos zu verschwinden.

Rechts und links, wo der Gletscher sich verläuft, finden wir wiederum lang aufwärts gestreckte Wälle aufgethürmter Steine von oft beträchtlicher Höhe, und es wird uns sofort klar, daß diese sowohl wie die zu Füßen des Gletschers gefundenen losen Blöcke und aufgethürmten Massen nur durch die Gewalt des in sich stetig fortschreitenden und vorrückenden Gletschers dorthin gekommen und abgelagert sein können. Jeder Zweifel verschwindet, wenn wir die Beschaffenheit der Steine näher ins Auge fassen. Neben den Brocken von der Art des benachbarten Gesteins, und regellos unter diese gemengt, finden wir Steine, welche von den höheren Gebirgspartien herrühren. Das sich hinunter senkende und schiebende Eis stieß sie ab, trug sie herab und lagerte sie einzeln oder haufenweise, als eine Reihe warmer Sommer ein mehr oder minder beträchtliches Zurückweichen des Gletschers hervorbrachte. Die Spitzen und Kanten der Steine bröckelten sich vielfach ab in ihrem Laufe; aus ihrer Zerreibung und Verwitterung bildete sich die sandige oder schlammige Kruste, mit welcher der untere Theil des Gletschers bedeckt ist. Das Runde, Abgeschliffene, Polirte, was die durch das Wasser bewegten Gesteinsmassen so charakteristisch aufweisen, fehlt bei diesen Steinen durchaus.

Diese Erscheinungen finden wir bei jedem Gletscher, er möge groß oder klein sein, in relativ hoher oder niedriger Lage vorkommen. Sie sind als untrügliche Zeichen der Gletscher-Thätigkeit jener Wälle zu betrachten, die der Naturforscher „Moränen“ nennt, und zwar diejenigen, welche vor dem Gletscher und unterhalb desselben liegen, „Stirnmoränen“ oder „Endmoränen“, die zu beiden Seiten des Eises befindlichen aber „Seitenmoränen“. Hierzu kommen noch die „Mittelmoränen“, welche durch die Vereinigung zweier benachbarter Gletscher zu einem einzigen Gletscherstrom gebildet werden, und daher eigentlich nur eine gemeinschaftliche Seitenmoräne zweier zusammengefloßener Gletscher genannt werden können. Ein zweites zweifelloses und nie täuschendes Merkmal der Gletscherthätigkeit zeigt sich in den Furchen, Rinnen und Strichen, welche die seitliche Kante des Eises in das Gestein eindrückt, an welches angeschlossen es sich herniederzieht, oder welches er abstößt und mit sich führt. Je nach der größeren Härte oder Weichheit des Materials werden diese Vertiefungen flacher oder tiefer, scharfkantiger oder verwischter, schmaler oder breiter sein. Oft erscheinen sie wie mit einem feinen Meißel in den Fels hineingearbeitet, oft nur wie mit einem Bleistift schwach angegeben.

Unter Uebergehung mehrerer anderer Kennzeichen, die nicht so in die Augen fallen und mehr von dem geübten Auge des Fachmannes bemerkt werden, führen wir noch jene eigenthümliche Abglättung der Felsen an, wie wir sie am schönsten bei den Handeckfällen und an der sogenannten „schienigen Platte“ bei Interlaken finden. Die kolossale Gewalt des sich herabziehenden Eises mahlt und schleift das Gestein mehr oder weniger ab; je härter dasselbe ist, desto vollständiger und auffälliger. Jeder hervorspringende Stein, jede Unebenheit wird abgestoßen, und die durch Jahrtausende hindurch fortgesetzte Arbeit leise aber stetig wirkender Kräfte bringt diese Erscheinung hervor, welche sich bei den noch in Thätigkeit befindlichen Gletschern unter unseren Augen voll-

zieht und von längst verschwundenen ein sicheres Zeugniß ablegt.

Nun möge uns der Leser auf einer kleinen Wanderung in die Vogesen folgen. Wir bleiben aber auf den östlichen Abhängen des Gebirges, so, daß wir an den auf dem Kamm desselben eben neu gesetzten hohen Grenzsteinen nur das tief eingehauene D (Deutschland) erblicken können. Jenseits des auf derab gewendeten Seite der Steine angebrachten F (France) würden wir zwar für unseren Zweck ebenfalls eine reiche Ausbeute finden, beispielsweise in der Nachbarschaft der Quellen der Mosel, der Meurthe und anderer Gewässer, wir halten es aber für besser, uns auf die politische Grenze zu beschränken. Von Süden ausgehend, gelangen wir zuvörderst an ein ziemlich enges Thal, welches von Osten nach Westen in die Vogesen einschneidet und von dem kleinen, aber reißenden Bergstrom, die „Doller“ durchflossen wird. Dieses Gewässer ergießt sich unterhalb Mülhausen bei Illzach in die Ill, nachdem es unterhalb des „Elfässer Bellschen“ schöne Proben seiner durch Wasserrichthum erzeugten Kraft bei dem sogenannten „Dollersprung“ abgelegt hat. Von dem gewerthätigen Städtchen Maas Münster (Massevaux) ausgehend, stoßen wir zuerst bei dem Dorfe Kirchberg auf eine Endmoräne, welche sich bei einer Höhe von 10 Meter in einer Länge von 400 Meter quer durch das Thal zieht. Diese Moräne besteht vorzugsweise aus Syenitblöcken, während die Gesteinsart der anstoßenden Gebirgszüge Grauwacke ist. Die meisten dieser Blöcke sind ziemlich abgerundet, nur einige von mehreren Kubikmetern Masse zeigen noch schärfere Ecken und Kanten. Weiter aufwärts schreitend finden wir bei Dolleren eine zweite Endmoräne, die sich deutlich abzeichnet und das Thal sperrt von einem Ende zum anderen. Reihen, von großen Blöcken und kleineren Steinen zusammengesetzt, in welchen unschwer Seitenmoränen zu erkennen sind, steigen von Oberbruck an zu beiden Seiten des festen Gebirgs aufwärts, am deutlichsten sehen wir solche in dem Nebenthal

(Nimbach), wo durch das Wasser bloßgelegt mehrere Etagen derselben sichtbar sind. Am Ende des Thales, unter dem Bärenkopfe finden sich verschiedene kleine Moränenseen. Außer diesen durch die Bewegung des Gletschers hervorgebrachten Erscheinungen bieten sich in dieser Gegend gerade sehr auffallend dem Auge dar die abgeglätteten und fast polirten Flächen im Grauwackenschiefer und Syenit der anstehenden Gebirge. Ganz besonders an den Ufern des Sees von Samen, vom Sternsee, vom Dollersprung. Der harte Syenit hat diese Zeichen am besten bewahrt, während sie bei dem mehr brüchigen Gestein undeutlich wurden. Bis hinauf unter die Kuppe des Wellchen kann man diese Streifen verfolgen und vermag gerade hier am besten die Abglättungen mit denjenigen zu vergleichen, welche das Wasser der Doller hervorbrachte und noch immer hervorbringt. Dieses Gewässer bricht sich in rasendem Laufe Bahn und hat tiefe Schluchten ausgewaschen, indem es von Felsen zu Felsen hüpfet und springt und so jene Fälle erzeugt, die zu den herrlichsten in den Vogesen gehören.

Einige bedeutende Geologen haben die Ansicht aufgestellt, daß die Thäler der Alpen, die norwegischen Fjords und demgemäß auch ein Theil der Thäler unserer Vogesen durch Gletscher ausgehöhlt seien. Neuere Forschungen weisen das Irrthümliche dieser Ansicht nach. Beobachtungen an noch vorhandenen, ebenso wie an zwar verschwundenen, aber zweifellosen früheren Gletschern ließen die Ueberzeugung erwachsen, daß auch den gewaltigsten Eisströmen dennoch nicht die zu solcher Zerstörung erforderliche Gewalt beiwohnt. Die Gletscher bringen immer nur eine gewisse Reibung an der Oberfläche hervor, in den Senkungen und Vertiefungen, welche schon vor dem Auftreten des Eises vorhanden waren; eine Reibung, welche den Felsen viel weniger angreift, als Wasserstürze. Jedenfalls sieht man beim Eintritt in das Dollerthal, vor Maasmünster, eine Thatsache, welche entschieden gegen die Hypothese spricht, als sei dieses Thal durch einen

Gletscher ausgehöhlt worden. Es findet sich dort an einer engen Stelle hart am tiefeinschneidenden Ufer des Flußbettes ein spitzer Felsen von 10—12 Meter Höhe aus grünlichem, ziemlich hartem Sandsteine. Hätte der frühere Doller-Gletscher dieses Thal ausgehöhlt, so würde er den ihm im Wege stehenden Bergkegel zerstört haben. Aber der Gletscher ist nicht bis dorthin vorgedrungen, da zwischen Maaßmünster und Kirchberg jedes Kennzeichen alter Gletscherbildung fehlt. Im Thal der „Thur“ sind solche Felskegel mitten im Thale noch häufiger. Sie stehen sämmtlich auf der Thalsohle, isolirten Inselchen gleichend, 40, 50—180 Meter hoch, mit schroffen, theilweise abgeschliffenen Wänden, welche Moränen zur Stütze dienten, bis zur Kuppe hinauf bedeckt mit erraticen Blöcken und gefurchten Geschieben. Die Existenz früherer Gletscher wird durch nichts so deutlich und klar bewiesen, als durch diese Kegeberge, welche gleichzeitig einen ebenso hündigen Beweis dafür liefern, daß diese Thäler ihr Dasein eben diesen Gletschern nicht verdanken können.

Etwa 10 Kilometer nördlich von der Mündung des Doller-Thales öffnet sich dasjenige, welches von der „Thur“ durchflossen wird. Dasselbe, in seiner oberen Gegend in mehrfache größere Seitenthäler auslaufend, beginnt, wie der Fluß selbst, hart am Rande des Gebirges bei dem Grand Ventron, in dessen Nähe jenseits der Wasserscheide die Quellen der Mosel aus dem Granit hervorsprudeln. Thal und Fluß wenden sich dann zuerst südlich, gehen in eine mehr östliche Richtung über, und aus den beengenden Fesseln des Gebirges entlassen, wählt die Thur schließlich einen nördlichen Weg, um südlich von Colmar seine Wasser mit denen aus dem Gebweiler Thal der Ill zuzuführen.

Im Thale der Thur und ihren Nebenverzweigungen, von dem Orte Wesserling an, der Endstation der Mülhauser Eisenbahn, finden wir die deutlichsten Spuren früherer Gletscherthätigkeit. Auf und bei einer der bedeutendsten Endmoränen hat sich Wesserling selbst aufgebaut, auf einem Theile

derselben stehen die ausgedehnten Baulichkeiten der Fabrik Gros, Roman und Marozeau. Gebildet aus mittelgroßen meist abgerundeten Blöcken, ist diese Moräne mit gezeichneten und zerbröckelten Schiefergeschieben, sowie mit unregelmäßigen Anhäufungen von Sand vermischt. Der feste nicht abgeglättete Felsen erscheint unter der Moräne im Flußbett. Hiernach kommen die Moränen bei den Dörfern Krüth und Mollau, dann diejenigen, welche sich gebildet haben, weil die vorrückenden Gletscher Widerstand fanden, vor Felleringen, Oderen, am Baerenberg und dem Felsen, welcher die Ruine des Schlosses Wildenstein trägt. Ueberall sind auch Seitenmoränen auf das Zweifelloseste erkennbar.

Fünfhundert Meter über dem Flusse tritt eine zweite Zone erratischer Blöcke auf, welche bis zum Col de Bramont hinaufsteigt, zwischen den Thälern der Thur und der Moselotte. Sie ziehen sich rings um die Kuppe des großen Bellchen hin. Von hervorragendem Interesse unter allen sind die Widerstandsmoränen am Kirchfelsen von Oderen und vom Bärenberg, weil sie sich auch dem Laien am unverkennbarsten als Gletscherbildungen dokumentiren. An den Stellen, wo der Fluß die ersteren durchbrochen hat, sieht man im Durchschnitte Steine und Blöcke verschiedener Art, meist aus den höheren Gebirgslagen stammend, untermischt mit Sand und zum Theil eingeteigt in verhärteten Schlamm. Alles ohne jede Schichtung, wie der Zufall die Ablagerungen geschehen ließ. Beim Bärenberg tritt eine größere Sandablagerung auf, mit einer großen Menge von Geschieben, welche so deutliche Gletscherfurchen aufweisen, als ob sie eben erst von einem noch in Thätigkeit befindlichen Gletscher der Alpen aufgelesen wären. Die gleichen Striche kann man am Felsen des Berges und auf seinem Gipfel selbst verfolgen.

Von allen in den Vogesen vorkommenden Abglättungen durch das Eis ist keine so bedeutend, wie die des „Glattstein“ bei Wesserling. Die Oberfläche desselben ist fast polirt, und die Feinheit der aus Thonschiefer mit abwechselnden

Schichten von Grauwacke bestehenden Masse läßt die zartesten Striche des Eises erkennen. Diese Striche beschreiben weite Kurven, auf- und niedersteigend, je nach der Oberfläche des Gesteins. Einige erscheinen sprungweise und bilden hohle Furchen, zum Theil ausgesplittert, wie mit einem scharfen und spitzen Instrumente eingemeißelt; andere sind ausgefleht, nur schwach eingedrungen, breiter, mit parallelen Rändern. Die Quarzgänge im Felsen sind zerbröckelt und glatt abgeschritten, wie das weiche Gestein, welches sie durchziehen. Auf der Höhe liegen Massen erraticer Blöcke mit schönen Streifen. Auf den frisch bloßgelegten Stellen des Felsens findet man häufig aufgeklebte Quarzkörner, welche in verhärtetem Staube stecken, wie der Gletscherstaub am Fuße des unteren Grindelwaldgletschers, der erst neuerdings entdeckt wurde, nachdem die letzten Jahre ein stetes Zurückweichen des Gletschers zuwege gebracht.

Der große Bellchen, auch „Sulzer“ oder „Gebweiler“ Bellchen genannt, welcher wie eine hohe Wacht in den Vogesen vor der eigentlichen Kette derselben steht, bildet den höchsten Punkt des ganzen Gebirges. 1426 Meter über dem Meere und 1200 Meter über der Elsäßer Rheinebene, beherrscht er zugleich diese, sowie die Thäler der Thur und der Lauch. Das Thal dieses letzteren Flüsschens ist wohl das kürzeste in den ganzen Vogesen. Auch das Gewässer führt nur auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke seinen Namen, indem es sich, nachdem es zuvor die Thur in sich aufgenommen, unterhalb Colmar in die fast das ganze Elsaß parallel mit dem Rheine durchfließende Ill ergießt. Auch das Lauchthal weist einzelne, wenn auch weniger stark markirte Gletscherspuren auf. Insbesondere liegt eine Moräne bei dem Dertchen Lautenbach. Dieselbe, ohne besondere Erhöhung, gleicht auch in der Vertheilung ihrer Bestandtheile auffallend der kleinen Moräne des „Gletsch“ vor dem Rhonegletscher. Wir führen hier nur noch an den jedenfalls durch Gletscherwasser entstandenen Bellchen-See, unter dem großen Bellchen

(950 Meter hochgelegen) mit seiner nach dem Thale zu den See abschließenden Moräne, die nirgends höher als 15—20 Meter über dem Wasserspiegel liegt. Sie besteht aus scharfem Sande und Blöcken von Grauwacke mit Anschüppungen wie die Kuppe des Bellfchen. Es fehlen hier jedoch die Ablättungen an den Felsen, sowie die Gletscherstriche.

Der Stadt Colmar gegenüber öffnet sich das Thal der Fecht, welche ihre Gewässer bei Gemar, zwischen Colmar und Schlettstadt ebenfalls der Ill zuführt. Dieses langgestreckte, sich von Süd-West nach Nord-Ost hinziehende Thal hat, besonders in seinen oberen Theilen, viele Verzweigungen und über diesen gelegen muldenförmige Vertiefungen. Letztere begünstigen die Anhäufung von Schneemassen, aus welchen die Gletscher sich erzeugen und durch die sie erhalten werden. Die heutigen Gewässer kommen von solchen hochgelegenen Mulden und fließen durch kleine, flache, torfartige Becken, welche stufenweise übereinanderliegen. Sie sind durch steilere Felspartien getrennt und schwer aufzufinden, weil in dichten Tannenwäldern versteckt. Erratische Blöcke und kleine Moränen umgeben diese Torfbeden, von denen mehrere tiefe Teiche gewesen sind, die allmählich durch das Wachsen des Torfs angefüllt wurden. Sind dieselben vollständig zugewachsen, so heißen sie im Munde des Volks „Bädle“, enthalten sie aber noch Wassertümpel, so werden sie „Weyer“ genannt. Solcher Bädle und Weyer giebt es viel in dem Hauptthale der Fecht, und Moränen, Ablättungen der Felsen, Blöcke und Steine mit Gletscherschliffen finden sich dort wie ausgesäet. Besonders interessant ist das sogenannte „Fischbädle“, welches ungefähr 800 Meter hoch liegt. Es besteht jetzt aus einem Teich, der, zu industriellen Zwecken angelegt, gegen das Thal durch einen künstlichen Damm geschützt wird. Oberhalb und unterhalb bauen sich Felswände auf, vielfach vollkommen senkrecht, und hoch über diese ragen die scharfen Zacken des „Spitzenköpfe“ auf. In jedem Frühjahr bildet sich dort der schöne Fall der „Wasserfelsen“, der sich über kolossale, wild-

geformte Granittrümmer hinabstürzt; in jedem Jahre auch nehmen die dahinterliegenden Weidflächen unter dem „Hohneck“ bedeutende Schneemassen auf, welche sich in den „Firn“ verwandeln und kleine vorübergehende Gletscher bilden, die bis Ende Sommers ausdauern, mitunter selbst bis in den Herbst hinein, um erst von dem frisch gefallenen Schnee wieder verhüllt zu werden.

Unterhalb des „Fischbädle“ ist der Granit abgeglättet und gezeichnet, die den Felsen durchziehenden Quarzadern in ganz gleicher Weise, wie das sie einschließende leichter verwitternde Gestein. Diese Gletscherschliffe unterscheiden sich deutlich von denjenigen Abglättungen, welche das Wasser hervorbringt. Denn wir sahen es schon, das Gletschereis schleift die harten wie die weichen Stellen ganz gleichmäßig ab, mögen diese harten Stellen aus Krystallen, Quarzgängen, Anschuppungen oder Versteinerungen bestehen. Das Wasser dagegen nutzt die verschiedenen Stellen eines Felsens ungleich ab, nach dem verschiedenen Zustande ihrer Löslichkeit und Widerstandsfähigkeit. Wohlerhaltene Gletscherglättungen schimmern spiegelnd, wie bei der „Hellenplatte“, an den Hundefällen und der „schienigen Platte“ bei Interlaken. Die Abglättungen des Wassers dagegen sind matt, ohne Striche, wie es an den durch die Bäche herunter gewälzten Steinen zu sehen ist. Diese Unterschiede sind unverkennbar, besonders wenn man sie neben einander sieht, wie beim Fischbädle und dem Glattstein bei Wesserling. In den Alpen ist das auffallendste Beispiel von Gletscherschliffen neben Wasserglättungen bei dem noch thätigen Biesch-Gletscher zu erkennen. Im Jahre 1869 war derselbe um 600 Meter zurückgegangen und hatte in seinem Bette eine Reihe von runden Hügeln freigelegt, wellig abgeschliffen und mit Strichen versehen, zwischen denen der Strom in einer tiefen Rinne dahinschoß. Die Seitenwände dieser Rinne waren völlig glatt, aber matt und ohne jede Zeichnung.

An den oberen Verzweigungen der Focht oberhalb Mezeral und Sondernach, sowie an ihren Quellenzuflüssen (Mittla

und Bolmsa) im Ur- und Uebergangsgebirge, sind noch zahlreiche Gletscherspuren erkennbar, aus End- und langgestreckten Seitenmoränen bestehend. Wir beschränken uns darauf, nur noch eine hohe Moräne bei Sondernach anzuführen, weil der zu Fabrikzwecken durch dieselbe hindurchgeführte Kanal auf einer bedeutenden Länge einen schönen Durchschnitt derselben giebt. Im oberen Theile befindet sich eine schwache Lage rundlicher Steine, das Produkt neuerer Wasseranschwemmungen. Darunter hört jede Spur von Schichtung auf; die Bestandtheile liegen ohne jede Ordnung durcheinander; sie sind kantig, wenn auch ein wenig abgestoßen, und bestehen aus großen und kleinen Blöcken und aus Sand, vermengt mit unregelmäßigen Ablagerungen von Gletscherstaub mit Quarzförnern. Die Blöcke bestehen meist aus Grauwacke, doch ist auch der Granit vertreten, welcher im anstehenden Gebirge die Grauwacke von Zeit zu Zeit durchbricht. Schieferige Steine mit deutlichen Gletscherstrichen finden sich häufig.

Den Vogesen weiter abwärts folgend, kommen wir zu den Thälern der Weiß, der Leber und Bruche. In denselben sind die Gletscherbildungen entweder sehr undeutlich oder fehlen ganz. Das Bruchethal bildet die Grenze der hohen Vogesen. An seinem oberen Verlaufe vermiffen wir jene großen muldenförmigen Einsenkungen, in denen sich hinlängliche Schneemassen zur Bildung eines Gletschers anhäufen konnten. Das Gebirge fällt plötzlich ab, und das Plateau von Saales, wo die Bruche entspringt, ist nur noch 580 Meter hoch. Ihr Wasser verliert auch den stürmischen Charakter eines Gebirgsstromes; es fließt ruhig, schweigend, fast wie unsere Flüsse im platten Lande. Im Leberthale, und zwar nur noch an seinem äußersten Ende, oberhalb Markkirch, erscheinen noch vereinzelte Ueberreste von Gletscher-Ablagerungen, an Stellen wo sich kleine torfhaltige Senkungen zeigen. Im Weißthale endlich finden sich ähnliche Bildungen mit Ablagerungen von Granitblöcken in ungeheuren Mengen, welche um die Becken des „schwarzen“ und „weißen“ Sees ausgestreut sind, wie von

Cyklopen dorthin gebracht. Diese Blöcke, oft 30 Kubikmeter und darüber groß, sind theils abgerundet, theils an den Kanten abgenutzt. Seit Jahrhunderten arbeiten die Menschen daran, diese Steine zu entfernen, um Boden für Hafer- oder Kartoffelbau zu gewinnen. Sie sprengen und bearbeiten dieselben zu technischen Zwecken, sie versenken sie in die Tiefe oder bedecken sie mit gutem Erdreich, welches mit Mühe und Kosten weit hergebracht wird, ohne daß die Menge der Blöcke sichtbar abgenommen hätte. Einige Granite weisen, unberührt durch die Jahrtausende, die Gletscherstriche so deutlich auf, als ob sie eben gezogen wären, während andere sich längst zerblättern und in Sand zerfielen. Hieraus erklärt sich das häufige Vorkommen abgerundeter Steine in den Moränen und die großen Massen sandiger Ueberreste in Lokalitäten ohne Sandsteingebirge.

Wenn wir auf die an den östlichen Abhängen der Hoch-Boğesen beobachteten Erscheinungen zurückblicken, so kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die vorgefundenen Moränen ehemals thätigen Gletschern ihren Ursprung verdanken, und daß dieselben nicht durch das Wasser aufgehäuft sein können. Wohl wirken unter besonderen Umständen die Gewässer bei der Bildung schichtenweiser Ablagerungen mit, die sich aus abgerundeten Blöcken, gerollten Steinen und aus Sand in abwechselnden Lagen zusammensetzen, ohne daß die Anhäufung der Bestandtheile zur Form eines Querdammes, das Vorhandensein erraticher Blöcke oder gezeichneter Geschiebe, die Erscheinung abgeglätteter oder welliger Felsen eine Gletscherthätigkeit feststellen könnte. Wir sehen, wie vor den noch thätigen Rhone- und Grindelwaldgletschern sich Lager von Kies und Sand niederschlagen, hinter Endmoränen, welche durch eine rückgängige Bewegung des Gletschers freigelegt wurden und sich an einzelnen Stellen sogar mit Pflanzenwuchs überzogen, um sofort wieder den Charakter einer hohen Moräne anzunehmen, wenn im Laufe der Zeit ein erneutes Vorschieben des Gletschers eintrat. Jedermal wenn die Thätigkeit des Wassers mit der Arbeit des Gletschers zu-

sammenwirkt, wird es nöthig, die Letztere durch verschiedenartige Beweise darzuthun, da bei nur einem Zeichen noch Zweifel übrig bleiben können. In den Vogesen kommen Gletscherbildungen jeder Art vor, in verschiedenen Thälern, wie zusammen auf einer Stelle. Es ist somit eines der feststehendsten Fakta in der Geschichte unserer Erde, daß hier ehemalige Gletscher vorhanden sind.

Wenn wir dies aber auch anerkennen, so vermögen wir doch den Gletschern nicht die Bildung unseres ganzen Aufschüttungs- und Alluvialbodens zuzuschreiben, wie man dies nicht allein in Betreff der Vogesenthäler, sondern sogar der ganzen eläßischen Ebene thun wollte. Nach einigen Geologen sollen alle jene Ebenen, welche man Transportland oder Alluvionen nennt und die aus Sand und Geschieben bestehen, selbst wenn sie unterhalb der letzten erkennbaren Endmoräne liegen, zum erraticen Terrain gehören. Ja, man greift noch weiter zurück in die Entstehungsgeschichte der Erdrinde und schreibt den Gletschern eine Mitwirkung zu bei der Bildung des Vogesensandsteins. Alles aber weist darauf hin, daß die Schichten des Vogesensandsteins aus Wasserfluthen entstanden und viel älter sind als alle Gletschergebilde. Der Aufschüttungsboden in der eläßischen Ebene ist von so außerordentlicher Mächtigkeit, daß der feste Felsen, auf welchem er ruht, nirgends, auch von dem tiefsten Brunnen nicht, erreicht worden ist. Ueberall, beim Austritte der Thäler wie mitten in der Ebene, gehen die Brunnen durch Alluvionschichten, welche nur durch fließendes Wasser abgelagert sein können. An Stelle von eckigen Felsfragmenten sehen wir in der Tiefe der Brunnen und Kiesgruben nur Kollsteine und Anhäufungen von Sand in groben Schichten, wie diejenigen der Flußanspülungen. Die erraticen Blöcke fehlen, die Steine haben keine Zeichnungen und statt regellos auf- und nebeneinander zu liegen, wie in den Moränen, ist die Lage jene charakteristisch-dachziegelförmige, wie wir sie bei den aus dem Wasser niedergeschlagenen Riesbänken finden.

Bestimmen nun auch die letzten Endmoränen nicht die

äußerste Grenze eines Gletschers, so findet man doch in einiger Entfernung von denselben durchaus keine gezeichneten Steine mehr vor. Die Wasserablagerungen kann man verfolgen von der Rheinebene aufwärts durch die Thäler bis zu den Endmoränen hin. Sie setzen sich hauptsächlich aus den Trümmern derjenigen Gesteinsarten zusammen, welche in den betreffenden Thälern und in der Ebene anstehen, und ruhen, in einer gewissen Entfernung nach dem Rheine zu, auf einer tiefliegenden Schicht von Geschieben aus den Alpen. Ebenso wie im Innern der Thäler die alten Alluvionen unter den Moränen und Gletscherablagerungen liegen, ebenso sind diese Alluvionen in der Ebene mit einer mehr oder minder mächtigen Schicht Schlamm oder Lehm bedeckt. Da sie in demselben Niveau liegen, so gehören der Lehm der elsässer Ebene und die alten Alluvionen in unseren Thälern unter den Moränen einer gleichzeitigen Bildung an.

Die alten Kiesablagerungen alpinen Ursprungs enthalten Reste von Mammuthknochen, seltener vom Bison. Der über diesen Kieslagern aufgespeicherte Lehm enthält Muscheln von Wasser- und Land-Mollusken, welche heute an hochgelegenen und kalten Stellen leben und ebenfalls Ueberreste von Mammuth- und Bisonknochen. Sehr merkwürdig ist aber der vor einigen Jahren in dem Lehm von Egisheim (bei Colmar) gemachte Fund menschlicher Gebeine, zugleich mit Knochen von Hirschen, Dachsen und Elephanten.

Aus allem diesem geht hervor, daß die Vogesengletscher sich erst gebildet haben, nachdem sich die Gewässer zurückgezogen, welche die Kiesschichten der alten Alluvionen abgelagerten, auf denen sowohl die Moränen in den Vogesen, wie der Lehm in der Rheinebene ruht. Die in den Thälern in ungleichen Zwischenräumen aufgehäuften Endmoränen zeigen, daß das Eis sich allmählich zurückgezogen hat und keineswegs plötzlich geschwunden ist. Der Zustand der Erhaltung der Moränen beweist, daß sie seit ihrer Entstehung nur von denjenigen Gewässern bespült wurden, welche das Gletscherwasser abwärts führten, nicht von wilderen und stärkeren Strömen,

da diese sie um- und auseinander geworfen hätten. Ferner beweist die Zusammensetzung des Bodens unterhalb der letzten Endmoräne, daß die Gletscher sich nicht weit über diese Grenze hinaus entfernt haben können.

Zur Bildung der alten Gletscher war übrigens keine besondere Kälte erforderlich. Ein Sinken der mittleren Temperatur um etwa 4—5 Centigrad, ein etwas feuchteres als das heutige Klima würde hinreichen, um neue Gletscher entstehen zu lassen. Die mittlere Temperatur in der Ebene beträgt 10 Grad, in unseren Bergen, bei einer Höhe von 1200 Meter, schwankt sie zwischen 4 und 5 Grad. Sie ist von 8 Grad in der Höhe der Endmoränen unserer alten Gletscher, welche sich auf 440 Meter im Doller-Thale, auf 425 Meter bei Wessering im Thurthale, auf 480 Meter bei Mezeral im Fechthale beläuft. In den Alpen beim Grindelwaldgletscher, der seine Eismassen bis auf 1000 Meter Höhe hinabsendet, herrscht heute noch eine mittlere Temperatur von 8 Grad.

Die Geologen erschöpfen sich in Muthmaßungen über die Ursachen dieser Temperaturveränderungen und über die frühere Ausdehnung der großen Gletscher, ohne bis jetzt eine genügende Lösung gefunden zu haben. Während einige Gelehrte über willkürlich aufgestellte Systeme der Schöpfungsgeschichte hadern, sammeln andere, welche lieber die Wahrheit entdecken wollen, anstatt sich in vagen Problemen zu verlieren, geduldig Erfahrungen, in der Erwartung, daß die Zukunft eine vollständigere Aufklärung gewähren wird. Die bisher beobachteten Erscheinungen genügen aber, um in zweifelloser Weise festzustellen, daß alte Gletscher in den Vogesen gewesen sind, und daß der Mensch sie mit Augen geschaut hat. Freilich sind uns keine Ueberlieferungen aus jenen Zeiten überkommen, aber — um mit Herrn Grad zu schließen, wie wir mit ihm begonnen haben: „Wo Menschen schweigen, müssen Steine reden!“

VI.

Die forstlichen Verhältnisse in den Reichslanden.

In Elfaß-Lothringen ist uns von Frankreich eine seiner walddreichsten Provinzen, wenn nicht die walddreichste von allen, abgetreten worden. Von einem Flächenraume von in Sa. 1,450,000 Hectaren bestehen ca. 460,573 Hectare aus Wäldern, die den gebirgigen Theil des Landes in compacten Massen bedecken, im Hügellande und den ebenen Strichen aber meist in kleinen Flächen zerstreut liegen. Im Privatbesitze befinden sich darunter circa 109,236 Hect. während an reinen Staatswaldungen vor-

handen sind	133,811 "
ferner an ungetheilten Waldungen, d. h. solchen, die dem Staate und verschiedenen Gemeinden zusammen gehören	17,996 "
an reinen Gemeindewaldungen	197,314 "
Instituten, Hospitälern, Wohlthätigkeitsanstalten zc. gehörig	2,216 "
Summa wie oben:	460,573 Hect.

Diese Waldungen vertheilen sich auf die aus den früheren französischen Departements Meurthe und Moselle, Haut und Bas Rhin in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangenen Bezirke wie folgt: Es kommen auf Lothringen (Forstdirection Metz) excl. der politisch zu Lothringen gehörigen, aber administrativ der Forstdirection Straßburg zugelegten Forsten im Bittschgau:

Staatswaldungen	52,285	Hect.
Ungetheilte Waldungen	154	"
Gemeinde= "	42,783	"
Instituten= "	964	"
Privat= " circa	46,236	"
	<u>Sa.</u>	142,422 Hect.

Auf das Unter = Elsaß (Forstdirection Straßburg):

Staatswaldungen	61,040	Hect.
Ungetheilte Waldungen	17,229	"
Gemeinde= "	73,882	"
Instituten= "	1,105	"
Privat= " circa	20,000	"
	<u>Sa.</u>	173,256 Hect.

Auf das Ober = Elsaß (Forstdirection Colmar):

Staatswaldungen	20,485	Hect.
Ungetheilte Waldungen	613	"
Gemeinde= "	80,650	"
Instituten= "	147	"
Privat= " circa	43,000	"
	<u>Sa.</u>	144,895 Hect.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß die den Gemeinden und Instituten gehörigen Waldungen (199,531 Hect.) überwiegen und demnächst die Staats- und ungetheilten Waldungen (151,806 Hect.) die größte Fläche einnehmen, während die übrigens nur annähernd anzugebende Ausdehnung der Privatwaldungen immerhin noch 109,236 Hect. beträgt.

Nach der bestehenden französischen Gesetzgebung, welche in dem code forestier vom 21. Mai 1827 und den dazu ergangenen reglementarischen Bestimmungen vom 1. Aug. 1827 zusammengefaßt, sowie durch eine unglaubliche Menge ministerieller Erklärungen und Erlasse ergänzt und erläutert worden ist, sind die Waldungen der Privaten der Oberaufsicht des Staates nur insofern unterworfen, als ihre etwaige Rodung und Urbarmachung von der Genehmigung der Oberbehörde abhängig gemacht wird und von dieser unter gewissen Bedingungen versagt

werden kann. Nach Artikel 220 des code forestier verbietet der Präfect nach Anhörung des conservateur des forêts, an dessen Stelle jetzt die Forstdirectionen getreten sind, die von dem Privatbesitzer beabsichtigte Rodung in folgenden Fällen: 1) Wenn der Wald zur Erhaltung der Erdkrume in den Gebirgen und an Gehängen dient; — 2) wenn er Abspülungen und Verwüstungen durch Bäche, Flüsse, Ströme verhindert; — 3) wenn er zur Erhaltung von Quellen und Wasserläufen nöthig ist; — 4) wenn er den Schutz der Dünen und Meeresufer gegen die Fluthen der See bewirkt; — 5) wenn er innerhalb der Grenzzone für die Landesverteidigung gegen einen eindringenden Feind von Bedeutung ist; — und endlich 6) wenn er mit Hinsicht auf die Gesundheit der Landesbewohner von Nutzen ist. Diese Beschränkung der Disposition erscheint gewiß gerechtfertigt. Leider findet sie nur in wenigen Staaten, unseres Wissens nur in einigen Kantonen der Schweiz, Analogien.

Die Gemeinde- und Institutenswaldungen dagegen standen und stehen noch heute vollständig nicht allein unter der Oberaufsicht, sondern unter der Verwaltung des Staats. Das Forstschutzpersonal, d. h. die Förster und Hegemeister (gardes forestiers und brigadiers forestiers) ernennt der Präfect auf Vorschlag des conservateur, die Oberförster (gardes généraux) der Minister, alle höheren Forstbeamten der Kaiser. Die Beamten ersterer Kategorie bezahlt die Gemeinde. Die Höhe des Gehaltes und der Emolumente bestimmt endgültig der Präfect nach Anhörung der Gemeinde resp. Institutensverwaltung auf den Vorschlag der Forstbehörde. Alle übrigen Beamten, denen die Qualität wirklicher Staatsbeamten beimohnt, erhalten auch ihre Einkünfte aus Staatskassen; doch leisten die waldbesitzenden Gemeinden dazu einen Beitrag, welcher dem zwanzigsten Theile ihrer Reineinnahme aus den Waldungen gleichkommt, den Betrag von 1 Franc pro Hectar aber nicht überschreiten darf.

Fast alle diese Bestimmungen sind von der deutschen Ver-

waltung beibehalten worden, nur sehr wenige wurden durch Gesetz abgeändert oder aufgehoben. Unter letzteren ist besonders hervorzuheben die Aufhebung des Verbotes der Ausübung der Jagd seitens der Forstbeamten, welches diese hinderte, auch Jäger zu sein und in dem edlen Waidwerke die Liebe zu ihrem Beruf zu kräftigen und zu erhalten. So gleichgültig dies dem Nichtfachmanne auf den ersten Blick erscheinen mag, so wird dadurch schon der große Unterschied in der Stellung der deutschen und französischen Forstschutzbeamten angedeutet. Der französische Beamte (*préposé*) ist und soll nichts weiter sein, als ein Polizeibeamter, der den Wald gegen alle Eingriffe Unberechtigter zu schützen hat. Eine besondere Kenntniß des Forstwesens, d. h. der Cultur, der Erhaltung und Zugutemachung des Holzes wird nicht von ihm verlangt; es genügt vielmehr zu seiner Qualification, wenn er ausgedienter Soldat ist, ein gewisses Alter nicht überschritten hat und so viel lesen und schreiben kann, daß er ein Strafprotokoll aufzunehmen vermag. Wieviel mehr wird dagegen von unsern deutschen „gelernten Jägern“ gefordert und welche verhältnißmäßig schwierigen Prüfungen haben sie zu bestehen, um unter Leitung des Oberförsters alle die praktischen Waldgeschäfte ausführen zu können, die ihnen übertragen werden! Diese Leute haben zum allergrößten Theil wirkliches Interesse zur Sache und Liebe zum Walde und man sorgt dafür, diese Liebe stets rege zu erhalten, nicht am wenigsten dadurch, daß man ihnen Theilnahme an der Jagd gestattet. Ein Forstmann, der ein tüchtiger Jäger ist, ist auch fast ausnahmslos ein guter Forstmann.

Auch die Stellung eines französischen *garde général* ist sehr verschieden von der eines deutschen Oberförsters. Auf dem letzteren ruht der Schwerpunkt der deutschen Verwaltung, die Function der höheren Beamten ist nur eine dirigirende und controlirende. In Frankreich fällt dem *inspecteur des forêts* die eigentliche Verantwortung für die Bewirthschaftung des Waldes zur Last und der *garde général* ist nur sein

Gehülfe, etwa wie der deutsche Revierförster derjenige des Oberförsters. Außerdem hatte der französische Inspecteur einen zu großen Bezirk (12—20,000 Hect.), in welchem er die Verwaltung wohl leiten und beaufsichtigen, aber nicht selbst verantwortlich führen konnte. Die gardes généraux aber entbehrten — wenigstens in der ersten Zeit ihres Dienstes — absolut der praktischen Vorkenntnisse. Ohne einen Lehrcursus im Walde durchgemacht zu haben, besuchten und besuchen sie auch jetzt noch nur die Akademie zu Nancy, um nach einem theoretischen Examen sofort zu Oberförstern ernannt zu werden. Schon der deutsche Forstkandidat steht somit auf einer höheren Stufe der Ausbildung als der französische garde général.

Diese Unterschiede sind aber auch in der ganzen Bewirthschaftungsweise der Wälder Frankreichs und Deutschlands begründet. Wenn die Franzosen es selbst eingestehen und betonen, daß die Deutschen ihre Lehrer und Vorbilder in der Forstwissenschaft gewesen, und ihnen noch heute ziemlich weit darin voraus seien, wie in dem Lehrbuche des Herrn Nanquette, jetzigen Directors der französischen Forstschule zu Nancy*), zu lesen ist, — so muß bei der bekannten Eigenliebe unserer verehrten Nachbarn die Sache wirklich wahr und immerhin ziemlich auffallend sein. Freilich wird, und nicht mit Unrecht, hervorgehoben, daß der erste Anstoß zur regelmäßigen Bewirthschaftung der Wälder von Frankreich ausgegangen ist, und schon im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV. Anweisungen über Schlageintheilung *zc.* (*aménagement a tir et air*) erlassen worden sind, welche im Jahre 1721 von dem berühmten Réaumur und 1740 resp. 1760 von Duhamel und Buffon in wissenschaftlicher Weise weiter ausgebaut wurden. Der Waldreichtum und die damals auf weiten Landstrecken geringere Dichtigkeit der Bevölkerung Deutschlands ließen uns erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Nothwendig-

*) Cours d'Aménagement des forêts par Henry Nanquette, précédé d'une notice historique sur l'art des aménagements par M. Parade, Nancy 1860.

keit klar werden, für die Erhaltung und Nachzucht der Forsten zu sorgen. Von da an stand aber auch bei uns die Wissenschaft nicht still, sondern eilte seit Anfang dieses Jahrhunderts sogar mit Riesenschritten, immer höherer Vervollkommnung entgegen. Hartig und nach ihm Cotta erwarben sich damals die größten Verdienste durch Einführung und Entwicklung eines Systems, das noch heute — wenn auch vielfach verbessert und vereinfacht — die Grundlage der Forsteinrichtung und -abschätzung in den meisten deutschen Staaten bildet. Einzig aber bis zu dieser Grundlage sind die Franzosen uns gefolgt, um unter Ignorirung der späteren, sehr wesentlichen Verbesserungen, nach der Form, weniger nach dem Geiste, derselben ein System zurecht zu legen, welches in das Forstgesetz übernommen auf alle Forsten im ganzen großen Lande Anwendung zu finden hat und im reinen Schematismus das Erstaunlichste leistet. Was aber noch schlimmer ist, als die Aufstellung dieser oft nur zu pedantischen Vorschriften, welche u. a. genau die Zahl der Bäume bestimmen, die bei dem Abtriebe eines Schlags auf jedem Hectar übergehalten und conservirt werden müssen, um erst bei einem späteren Hiebe zur Abnutzung zu kommen, das ist der Umstand, daß sie auch stricte befolgt werden, und daß jede Abweichung davon, welche die Natur eines Waldes oder Bestandes in vielen Fällen gebieterisch erheischt, erst an höchster Stelle zu genehmigen ist.

Hieraus geht hervor, daß die Bewirthschaftung der Wälder seitens der Franzosen derjenigen Eigenschaft entbehrt, die man diesem Volke sonst wohl ganz besonders nachrühmen hört, wir meinen: der Genialität. Dagegen muß man allerdings einräumen, daß sie in Bezug auf die Staats- und Gemeindewaldungen in keiner Weise unpfleglich und unwirthschaftlich zu Werke gegangen sind, daß sie im Gegentheile fast durchweg für eine angemessene Reserve, den Zehrpennig in der Noth, gesorgt haben. Doch ist auch hierbei ein kleines „Aber“ zu erwähnen. In den allermeisten Fällen geschieht in Frankreich der Abtrieb des Holzes und die erforderliche

ganze oder theilweise Wiedercultur der Schläge nicht, wie bei uns, unmittelbar durch die Forstbeamten, welche, wie wir sahen, dazu auch in nur geringem Maße befähigt wären, sondern in der Weise, daß der ganze Schlag stehend (sur pied) auf dem Wege der Licitation einem Käufer übergeben wird, der nicht allein das durch die Forstbeamten bezeichnete Holz zu fällen und auf eigene Kosten und Gefahr aus dem Walde zu entfernen hat, sondern dem es auch zur Bedingung gemacht wird, eine gewisse Anzahl junger Pflanzen zu beschaffen und einzusetzen. Daß diese Operation von dem Holzhändler, der natürlich nur Geld verdienen will, nicht mit der unumgänglich nöthigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht wird, liegt auf der Hand. Fehlt nun noch die genügende Aufsicht und Energie seitens der Forstbeamten, so werden die Bestände mit der Zeit lückig, oder es verschwinden wenigstens die edleren Holzarten immer mehr, um werthloserem Weichholz und Gestrüpp Platz zu machen. Dies geschilderte Verfahren ist durch die deutsche Verwaltung in den Staatswaldungen durchgängig, in den Gemeindewaldungen größtentheils bereits abgestellt worden, zumal es nicht schwer halten konnte, die Vertreter der Gemeinden von den Vortheilen der deutschen Methode, des Holzverkaufes nach dem Einschlage durch die Verwaltung, und der Wiedercultur des Schlages unter Anleitung tüchtig geschulter Beamten, zu überzeugen.

Im Uebrigen ist von Seiten der früheren Wirthschafter auch insofern gut, wenigstens für die Waldungen des Elbasses, gesorgt worden, als die Vermessung, Kartirung, Eintheilung und Begrenzung in den Staatswaldungen durchweg, in den übrigen Waldungen größtentheils, nicht allein durchgeführt, sondern man möchte sagen, mit einer gewissen Eleganz gemacht worden ist. Die Karten sind überall schön, und was die Hauptsache ist, richtig gezeichnet, in den gebirgigen Gegenden mit ziemlich genauen Horizontalen versehen. Die Grenz- und Districtsteine sind aus schönem Material und mit einer gewissen Zierlichkeit gefertigt, und was noch wesent-

licher ist: für die Wege und Straßen ist, in richtiger Erkenntnis ihres Werthes für einen günstigen Holzabsatz zc. in jedem, auch dem verborgenen Winkel des Landes außerordentlich viel, ja — was z. B. die Brücken betrifft — in fast luxuriöser Weise gethan worden. Jeder Communications-, sogar fast jeder Holzabfuhrweg in der Ebene wie im Gebirge ist macadamisirt, die Seite nach dem Thal hin mit einer steinernen Brustwehr oder mit einem berasteten Walle geschützt und das Niveau meist vorzüglich ausgeglichen. In Bezug auf die Forsten in dem Hügellande Lothringens läßt sich leider eine gleiche lobende Anerkennung nicht aussprechen. Weder die Begrenzung, noch die Vermessung, Kartirung und Einteilung der Waldungen ist hier überall durchgeführt, es ist auch im Allgemeinen nur wenig für die Wege und Straßen, namentlich die in den Forsten, geschehen, was sich durch erheblich niedrigere Holzpreise und mangelhaften Holzabsatz nur zu empfindlich rächt.

Von eigenthümlicher Beschaffenheit sind die sogenannten „Schlittwege“ in den Vogesen, welche sich in den höheren Gebirgslagen finden, und dazu dienen, das eingeschlagene Holz in die Thäler auf die in der Nähe fahrbarer Straßen angebrachten Holzlagerplätze zu schaffen. Die erste Anlage eines solchen Schlittweges ist höchst schwierig und setzt ein gutes Nivellement mit nicht zu bedeutendem, aber auch nicht zu geringem Gefälle voraus. Ihre Breite beträgt etwa 1 Meter. In einer Entfernung von 25—30 Centimeter werden schwache, grob behauene Schwellen gelegt und mit Pflöcken befestigt, über welche der lange und schmale Schlitten, mit zu Handhaben verlängerten Rufen, durch einen Menschen dirigirt, mit seiner Last von 3—4 Raummeter Brennholz zc. hinabgleitet. Da eine gewisse Reibung vorhanden sein muß, läßt sich das „Schlitten“ nur im Sommer und bei trockenem Wetter bewirken. Diese Schlittwege und die einfachen Holzabfuhrwege werden gebaut und in Stand erhalten durch eine ganz besondere Klasse von Beamten, die als eine anerkenntnis-

werthe Eigenthümlichkeit der französischen Verwaltung, von deutscher Seite meistens beibehalten worden sind.

Die Forstwegeaufseher (*cantonniers forestiers*) werden in gewisser Beziehung zu den Forstbeamten gerechnet und sind der Forstbehörde unterstellt. Ihre Pflicht ist es, Tag aus Tag ein die ihnen überwiesenen Straßen zu controliren, kleine Aufschüttungen in entstandenen Böchern selbst auszuführen, das Wasser rechtzeitig abzulassen, und von größeren Beschädigungen sofort Anzeige zu machen. Daß durch derartiges rechtzeitiges Eingreifen oft größerem Uebel vorgebeugt wird, welches später nur mit bedeutenden Kosten zu beseitigen wäre, liegt auf der Hand. — Außer den genannten Beamten gehörten früher auch noch die Forstgeometer (*arpenteurs forestiers*) zu den Forstbeamten.

Die Besoldung des Forstpersonals sämtlicher Grade war zu französischen Zeiten durchaus unzulänglich, wo nicht dürftig. Ohne eigenes Vermögen konnte Niemand eine höhere Stelle annehmen, und die unteren Beamten mußten geradezu hungern, wenn sie ehrlich bleiben wollten und es nicht verstanden, durch allerlei mehr oder weniger unerlaubte Mittel ihre Einkünfte zu vergrößern. Die Mehrzahl der Försterstellen war mit nicht mehr als 600 Frcs. jährlich dotirt, manche erreichten diese Summe noch nicht. Dazu kam allerdings in vielen Fällen freie Wohnung, der Genuß einigen Dienstlandes und freien Holzes. Die Gemeindeforstbeamten freilich mußten sich schon die Zufriedenheit der Ortsbehörden zu verdienen und zu erhalten wissen, wenn ihnen die Nebeneinkünfte regelmäßig jährlich weiter bewilligt werden sollten, und hatten daher bei Pfändung, respective Anzeige eines defraudirenden Mitgliedes des Gemeinderaths sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, im nächsten Jahre diese Nebeneinkünfte zu verlieren. Diesen sehr offen liegenden Mißständen abzuhelpen, die bis zur Immoralität führen konnten und mußten, war die deutsche Verwaltung von vorn herein bemüht; und sie hat vorläufig im

Elfaß — in Lothringen hofft man demnächst, eventuell mit Hilfe der Kreistage, ebenfalls dahin zu gelangen — wenn auch in einzelnen Fällen nur nach mehr oder minder hartnäckigen Kämpfen mit den theilhaftigen Gemeindebehörden, zu erreichen gewußt, daß das Gehalt der unteren Forstbeamten ganz wesentlich erhöht und ihre Nebeneinkünfte ein für allemal festgestellt wurden. Dieser Umstand, verbunden mit freundlich nachsichtiger Behandlung seitens ihrer neuen Vorgesetzten, hat die in ganz überwiegendem Maße der Elfaß-Lothringenschen Nationalität angehörenden Forstschußbeamten zu entschiedenen Anhängern der neuen Ordnung der Dinge gemacht; gern tragen sie die überall, auch für die Gemeindeforsten, eingeführte kleidsame deutsche Walduniform, und bestreben sich ernstlich, den an sie gestellten höheren Anforderungen Genüge zu leisten. Aber auch im Publikum und, was das meiste sagen will, sogar im Schoße der Gemeinden selbst, an deren Säckel jetzt viel erheblichere Anforderungen gestellt werden als früher, hat sich die neue Forstverwaltung Anerkennung zu verschaffen und zu erzwingen gewußt. Den größeren Ausgaben stehen sehr viel größere Einnahmen gegenüber, ohne daß die Wälder mehr als zulässig ausgebeutet würden; den irgend erfüllbaren Wünschen der Einwohnerschaft wird jede mögliche Rechnung getragen, der Geschäftsgang ist gegen früher außerordentlich vereinfacht, und den Gemeinden in manchen nebensächlichen Dingen größere Freiheit der Bewegung gelassen worden. Es kann hiernach die Oberleitung sowie sämtliche Organe der deutschen Forstverwaltung mit Genugthuung erfüllen, wenn sie auf ihre mit Erfolg gekrönten Bestrebungen zurückblicken, welche sich oftmals die, wenn auch widerwillige Anerkennung selbst eingefleischter Franzosenfreunde und Gegner alles Deutschen erworben haben.

Die Elfaß-Lothringenschen Waldungen sind es aber auch wohl werth, daß man ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit und Liebe zuwendet. Alle im übrigen Deutschland vorkommenden Waldbäume sind in ihnen, oft in außerordentlicher Schönheit

und Vollkommenheit, vertreten, einer darunter, die echte Kastanie (*Castanea vesca*, nicht *Aesculus hippocastanum*), erscheint einzig und allein im Elsaß von so üppigem Wuchse, und in solchen, ganze große Bestände bildenden Mengen.

Die Wälder in Lothringen, inclusive des Bitschgaues, sind über das ganze Areal des Landes verbreitet. Im Osten, besonders in der ehemaligen Grafschaft Dachsburg bei Alberschweiler und St. Quirin, bedecken Massenreviere, vorzugsweise auf buntem Sandstein und Vogesen Sandstein stöckend, eine Fläche von ca. 45,000 Hect., davon gehören dem Bitschgaue 26,000, der Rest, in der Grafschaft Dachsburg, in großen Complexen dem Gebirgslande der nördlichen Vogesen an. Die Wälder des Bitschgaues bestehen aus Eichen und Buchen, die übrigen aus Tannen, sie werden sämmtlich im Hochwaldbetriebe bewirthschaftet. Nach Westen vorschreitend finden wir die Waldungen in zahlreichen Parzellen von verschiedenster Größe zerstreut. Nur hin und wieder treten zusammenhängende Flächen von 3—400 Hectaren Größe auf. Je mehr man sich dem fruchtbaren Alluvialboden des Moseltbals nähert, desto mehr schwindet der Wald, desto seltener werden die relativ mageren Bodenstellen, welche von ihm noch eingenommen werden. Das linke Moselufer ist nur in kleinen Parzellen in feinen schrofferen Einhängen und auf dem Plateaurande bewaldet. Die nach der französischen Grenze zu liegenden Hochflächen sind nahezu walddleer, und nur nordwestlich von Metz, bei den großen Hüttenwerken in Moyeuve, ist noch ein ziemlich großer Complex von Staats-, Gemeinde- und Privatwald anzuführen.

Die Gestaltung des Bodens von Deutsch-Lothringen ist ziemlich mannichfaltig. Im Osten die Grenze vom Elsaß her überschreitend, kommen wir vom Gebirgslande des Bitschgaues und der Grafschaft Dachsburg, von Bergen, die bis zu 600 Mtr. Höhe ansteigen, hinab auf welligem Terrain in die Thalmulde der Saar, die, häufig tief einschneidend — eine sehr alte Scheide zwischen Land und Leuten, zwischen verschiedenen Sitten-

und Culturzuständen — heute von der Quelle bis zu ihrer Vereinigung mit der Mosel ein deutscher Fluß ist. Weiter nach Westen bleibt das Terrain hügelig bis etwa nach Homburg und gestaltet sich von dort nach Süden zu fast zur Ebene, in der sich zahlreiche Teiche von verschiedener Größe in den Mulden bildeten. Von dem Nied- und Seille-Thal aus findet sodann wieder eine Ansteigung bis zum rechten Moselufer statt, zu welchem es dann wieder jäh abfällt. Das linke Moselufer steigt steiler und höher hinauf, um in ein Hochplateau überzugehen, das sich bis an die Argonnen erstreckt. Die geognostischen Verhältnisse sind sehr einfacher Natur. Die zu den Vogesen gehörigen Theile des Bezirks bestehen aus buntem und Vogesensandstein, welcher überall vom Muschelfalk umsäumt wird. Das Hüggelland des Nied- und Seille-Gebietes steht auf Keuper, der in den Mulden vom Schwemmboden überlagert wird. Die beiden Moselufer gehören den Liassgebilden an. Die ärmsten Bodenarten bildet der Sandstein, besonders der bunte, sowie der Muschelfalk, während der Keuper- und Liassboden eine außerordentlich fruchtbare, tiefgründige Ackerkrume erzeugten. Auf ersterem giebt es Landstrecken, die jährlich Delfrüchte, Weizen und Gemüse tragen, und doch nur alle 15 Jahre einmal gedüngt werden.

Auf allen vorgenannten Bodenarten steht Wald, nimmt jedoch mit seltenen Ausnahmen nur ihre schlechtesten Stellen ein, wie auch in national-ökonomischer Beziehung nur recht und billig ist. Mit sehr geringen Ausnahmen werden diese Waldungen im Mittelwaldbetriebe bewirthschaftet. Die herrschenden Holzarten im Oberholz sind Eiche und Buche, häufig mit Esche, Ulme, Ahorn und anderen Laubbölzern gemischt. Das Unterholz wird größtentheils aus Hainbuchen, Buchen, Eichen, Birken, Haseln, Espen und Dornen gebildet. Auf besseren Bodenklassen treten noch Feld- und Bergahorn dazu. Leider sind unsere Vorgänger in der Verwaltung, die Franzosen, nicht in den Geist der Mittelwaldwirthschaft eingedrungen,

welche so recht das Feld freier Wirthschaft ist. Eine intelligente Führung der Art, rechtzeitige und richtige Culturen werden fast überall vermisst, ebenso wie gegen die principielle Führung des Hiebes, die zweckmäßige Auswahl der Oberständer, rechtzeitige und gut gewählte Recrutirung der Bestockung und die rationelle Ausführung der Durchreisungen vielfach arge Verstöße zu erkennen sind. In dem leidigen Schematismus und in den Paragraphen des code forestier ist eben der Geist untergegangen, um dem Buchstaben Geltung zu verschaffen. Das Wort eines Altmeisters deutscher Forstwirthschaft: „Fragt nur die Bäume, wie sie erzogen sein wollen, sie werden euch besser darüber belehren, als die Bücher es thun,“ ist ihnen nicht bekannt, oder nicht verständlich geworden.

Wenn trotzdem in Lothringen noch Wälder übrig geblieben sind und zum Theil selbst noch schöne, an denen auch das Auge des gebildeten Fachmannes sich erfreut, so ist dies hauptsächlich dem Boden und Klima zu verdanken; der fehlerhafte Betrieb, die reine Geldwirthschaft, dazu die politischen Ereignisse hätten auf Standortsverhältnissen, wie z. B. die Mark, die Eifel und selbst Harz- und Riesengebirge sie bieten, zu baldigem gänzlichen Ruine der Wälder führen müssen. Hoffentlich wird es den deutschen Forstleuten, die zum Werke des Wiederaufbaues und der Erhaltung der reichsländischen Forsten berufen sind, gelingen, dem drohenden Verderben Einhalt zu thun, so daß den späteren Generationen wiederum tadellose Waldungen erzogen werden, und die deutsche Forstwirthschaft auch in den Grenzmarken des Vaterlandes ihren alten Ruf bewahre und vermehre.

Weitaus interessanter sind die Waldungen des Elsaßes, vornehmlich die des Gebirgstheiles der eigentlichen Vogesen. Das Elsaß enthält fast alle nur denkbaren Bodenqualitäten, von dem leichten Sand- und fest zusammengeschwemmten Kiesboden in jeder Mengung aufwärts bis zu der tiefgründigen, schwarzen Ackererde und den aus reichen mineralischen Be-

standtheilen gebildeten, am Fuße oder in den Thälern der Gebirge vorkommenden, fruchtbaren, durch immer neue Ablagerungen stetig aufgefrischten und deshalb fast unerforschlichen Erdarten. Der besseren Sorten, in der Ebene wie in den Vorbergen, hat sich natürlich der Acker- und Weinbau bemächtigt, und so wird der Wald hier selbst mehr als irgend wo anders auf den absoluten Waldboden zurückgedrängt. Von einem milden und günstigen Klima unterstützt, reich an fließenden Wassern und atmosphärischen Niederschlägen, gedeihen Gartenfrüchte jeder Art in vorzüglicher Weise in diesem Lande, namentlich in der Umgegend von Colmar — dem elsässischen Erfurt, — ferner Mais, Tabak u. s. w., und vorzüglich die Rebe. Letztere macht noch von Tag zu Tag dem Walde vordringend Concurrnz, und schiebt ihn in immer höhere und rauhere Gebirgslagen zurück, wodurch freilich der landschaftlichen Schönheit der Gegend viel Abbruch geschieht, wengleich sonst die sich vollziehende Wandlung in jeder Beziehung berechtigt und zu loben ist.

Die Wälder der elsässer Ebene bieten ganz besondere Merkwürdigkeiten nicht dar. Selbstverständlich hier vor Allem nehmen sie die geringeren Bodenklassen ein, und bilden, vornehmlich an zwei Stellen, sehr große zusammenhängende Waldcomplexe. Im Nieder-Elfaß zieht der große (14,750 Hectare) Hagenauer Wald vorzüglich die Blicke auf sich. Er besteht der Hauptmasse nach aus Kiefern, die auf dem meist frischen und mit Lehmtheilen gemengten Sandboden einen schönen, stellenweise vorzüglichen Wuchs zeigen und den Eigenthümern sehr bedeutenden Gewinn abwerfen. Eigenthümer sind der Staat und die Stadt Hagenau zu gleichen Theilen, so jedoch, daß die Ausgaben für den Forstschutz, also die Befoldung der Beamten, ferner für Forstculturen zc., allein von der der Stadt Hagenau zufallenden Hälfte des Ertrages in Abzug gebracht werden. Aus diesem Walde sind zwei kaiserliche Oberförstereien (Hagenau West- und Ost-) gebildet worden, jede von hinlänglicher Größe, um die volle Kraft eines tüch-

tigen Revierverwalters in Anspruch zu nehmen. Im vorigen Jahre mußte leider die bedeutende, meist schön und voll bestandene Fläche von 600 Hectaren von dem Walde abgenommen und der Militär-Verwaltung des Reiches behufs Anlage eines Artillerie-Schießplatzes ausgeliefert werden. Dem Forstmanne war dies natürlich nicht weniger schmerzlich, wenn auch eine dem vollen Werthe des abgetretenen Grundstücks gleichkommende Geldentschädigung an die Landes-, respective Stadtkasse dafür gezahlt werden mußte. Die frühere Bewirthschaftung dieses großen und schönen Waldes durch die französischen Beamten ist im Allgemeinen ordentlich und auf die Wiedercultur bedacht gewesen. Freilich wurde auch hier, wie fast überall und namentlich auch in den größeren geschlossenen Waldcomplexen der Gebirge, bei dem Antriebe der an und für sich haubaren Bestände in vielen Fällen zu wenig Rücksicht auf die herrschende Windrichtung genommen. Der vorsichtige Forstmann legt seine Schläge dieser Windrichtung entgegen, d. h.: wenn erfahrungsmäßig die heftigsten und anhaltendsten Stürme aus Südwesten hier eintreten, beginnt er den Abtrieb des geschlossenen, haubaren Forstortes — ganz besonders, wenn es sich um schlankes, dichtes Nadelholz handelt, — von Nordosten her, um den Stürmen nicht Gelegenheit zu geben, in die durch vorzeitige Wegnahme der fester eingewurzelten Randbäume geöffneten und bloßgelegten Bestände einzudringen und Schaden zu thun. Die Versäumniß dieser Regel hat die französischen Forsten schwer geschädigt und übt noch immer verderbliche Nachwirkungen aus. Enorme Windbrüche und Windfälle, auch in manchen erst in späterer Zeit zum Hiebe bestimmten Orten, legen Zeugniß ab von der fehlerhaften Behandlung seitens des Forstmannes und führen, nebst großen Störungen in der ganzen späteren Bewirthschaftung, auch augenblicklich enorme Geldverluste herbei. So legte ein außerordentlich heftiger Sturm im December 1870 allein im Hagenauer Walde eine unglaubliche Menge älterer und jüngerer Stämme um, deren Aufarbeitung und Zugute-

machung die erste Arbeit der deutschen Forstbeamten war. Fast eine Million steres Kiefernholz, also viel über 250,000 Klafter, allein aus Windbrüchen, gelangten in den darauf folgenden Jahren zur Aufarbeitung, und es war noch ein Glück zu nennen, daß zu jener Zeit hinlängliche Arbeitskräfte zu Gebote standen, um die Größe der Aufgabe zu bewältigen und noch erheblichere Geldverluste abzuwenden.

Ein ganz verschiedenes Bild zeigt der über 14,000 Hectare große Waldcomplez des Ober-Elssasses, der sogenannte Hartwald, der sich in einem verhältnißmäßig schmalen Streifen von der Gegend von Ensisheim bis fast nach Basel hin ausdehnt, und dem sich, durch größere oder kleinere Ackerstücke mit kümmerlichem Hafer oder Roggen oder Wiesenstreifen mit saurem Grase unterbrochen, eine große Menge anderer Waldparzellen anschließen, Communen oder Privaten gehörig. Das Stück oberelsässischen Landes, welches zwischen Rhein und Ill und darüber hinaus bis zur Eisenbahn gelegen ist, zeichnet sich durch traurige Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse vor jedem Striche im ganzen Reichslande aus und wird darin vielleicht nur übertroffen von dem zwischen Sennheim und Thann gelegenen sogenannten „Ochsenfelde“, welches letztere bisher als völlig ertraglos galt. Hier findet man auch die ärmsten Dörfer und Ortschaften, die weit auseinander liegen und eine ungebildete, wenn nicht verwahrloste Bevölkerung enthalten. Der Boden besteht bis in die tiefste Tiefe aus zusammengeschwemmten und fest an einander gekitteten Kieseln von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer Melone. Auch der tiefste Brunnen hat die Mächtigkeit dieser jedes organische Leben absolut ausschließenden Schicht nicht durchdringen können, und nur lange Jahre mühevollster Arbeit oder das während mancher Decennien ungestörte Walten der Natur vermochte an der Oberfläche einige Verwitterung zu erzeugen; so entstand, unterstützt durch die spärlichen Verwesungsproducte der sich allmählich bildenden wilden Pflanzenwelt, eine schwache Bodenbede, welcher die Samen von Culturpflanzen anvertraut

werden konnten. Der absolut undurchlässende Boden verhindert das Eindringen der atmosphärischen Feuchtigkeit, läßt jedoch nach jedem stärkeren Regen in den kleineren Einsenkungen Wasserpfützen entstehen, die nach und nach verdunsten und die häufigen Nebel hervorrufen, welche der Gesundheit der Menschen so unzutraglich sind, andererseits aber einen Hauptfactor für das sonst unmögliche Gedeihen eines Pflanzenwuchses bilden. Die Erziehung des Waldes ist hier eine höchst schwierige und undankbare Arbeit; schon seine Erhaltung erfordert außerordentliche Anstrengungen, Geduld und unverhältnißmäßige Kosten.

Es kann sonach der französischen Verwaltung kein ernsthafter Vorwurf daraus gemacht werden, daß der Zustand des Hartwaldes im Großen und Ganzen kein solcher ist, an welchem der Forstmann oder Freund der Natur sich erfreuen könnte, zumal die mangelnde Aufsicht und die Zügellosigkeit der angrenzenden Bevölkerung während des letzten Krieges so manche Bestände desselben in trauriger, fast unwiederbringlicher Weise beschädigt, ja geradezu verheert hat. Die herrschende Holzart dieses Waldes, sowie aller übrigen in diesem ganzen Landstriche, besteht aus der Hain- und Weißbuche, die als Schlagholz bewirthschaftet, nach dem französischen Wirthschaftsplane (viel zu hoch) alle 35—40 Jahre zum Abtriebe kommt und deren Verjüngung durch Ausschlag aus dem Stock oder der Wurzel erwartet wird. Die nicht immer regelmäßig durchgeführte oder nicht immer gelungene Nachpflanzung zur Ersetzung alter, absterbender Stöcke hat dazwischen eine Menge von Dornen, Faulbaum und Gestrüpp aller Art emporwachsen lassen, dessen Grün zwar den Laien täuschen kann, dem Forstmann aber, des geringen Werthes wegen, Bedauern entlockt. Die unendliche Einförmigkeit dieser höchstens 8—10 Meter hohen Bestände wird unterbrochen durch eine Anzahl einzeln stehender alter Eichen, welche indessen, kaum noch einmal so hoch als der sie umgebende Bestand, durch ihren kümmerlichen Wuchs, die Masse trockener Aeste in ihrem Wipfel und die

Laubarmuth fast unser Mitleid erwecken und die Art herbeiwünschen lassen, die ihrem Scheindasein ein Ende macht, ehe die Fäulniß bis in den ganzen Stamm dringt und jeden Gebrauchswerth des Holzes vernichtet. Unaufgeklärt ist bisher noch geblieben, wie bei der geschilderten Lage der Dinge die Franzosen auf den Gedanken kommen konnten, von der Schlagwirthschaft abzugehen und Baumholz zu erziehen, indem sie dazu einige scheinbar besser gedeihende Ausschläge aus Hainbuchenstöcken zu benutzen gedachten! Diesen Eingriff in die Geseze der Natur, die sich nun und nimmer meistern läßt, abzustellen, hat die neue Verwaltung sich von Haus aus angelegen sein lassen.

Von Basel ab, in seinem ganzen Laufe zwischen dem Elsaß und Baden, theilt sich der Rhein in unendlich viele Nebenarme und breitere oder schmalere Wasserläufe, welche eine große Menge kleiner Inseln bilden. Bei hohem Wasserstande ist der größte Theil dieser Inseln mit Wasser bedeckt, und nur die höchsten Punkte derselben werden selten oder nie überfluthet. Es ist daher hier, wie auf dem ganzen niedrig gelegenen linken Uferrande bis zum hohen künstlichen Deich, eine landwirthschaftliche Nutzung ausgeschlossen oder unsicher, da auch das üppig wuchernde Gras — meist übrigens schilfartiger Natur und mehr als Streumaterial zu verwenden — durch plötzlich eintretendes Hochwasser oft genug verschlammt oder verfanget wird. Dieses ganze Terrain ist aber im Sommer ein einziges dichtes grünes Blättermeer, welches dem Fuße des Menschen vielfach geradezu unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt. Heute noch bilden Weiden verschiedener Arten den Hauptbestand der hier noch vorhandenen Schlagholzwalnungen; auf den besseren Bodenstellen vermischt mit Rüstern, Erlen, selbst Ahornen und Eichen. Vorzüglich aber haben sich Dornen mannigfaltiger Gattung hier selbst angesiedelt, und beeinträchtigen die nußbringenderen Holzarten von Jahr zu Jahr immer mehr, sodaß sie, in nicht allzu ferner Zeit, wenn die helfende und wehrende Hand des Menschen

nicht dazwischen fährt, das Feld allein behaupten oder mit einer Anzahl untergeordneterer Straucharten, wie Liguster, Faulbaum, Hartriegel, Pfaffenhütchen und dergl., theilen werden. Am Boden wuchert dichtes Brombeergestrüpp, und auf ganzen Strecken umschlingen wilder Hopfen und andere kletternde und rankende Gewächse, in annähernd tropischer Weise, die festeren Stämme und Büsche, von dem einen zum andern hinüberlaufend und sich beinahe zu Hecken vereinigend. Wer dort einmal eine Jagd auf wilde Schweine oder Fasanen mitgemacht hat und zerlegt an Kleidern, Gesicht und Händen, mit oder ohne Ausbeute zurückkehrte, weiß, daß unsere Schilderung in keiner Weise übertrieben ist.

In diesen eigenthümlichen Waldungen hat die Forstverwaltung, wenn auch nicht nach dem Gesetze, so doch nach dem factischen Gebrauch, so ziemlich ihre Rechte eingebüßt und die Rheinbauverwaltung ist an ihre Stelle getreten. Der code forestier bestimmt, daß in nachgewiesenen dringenden Fällen der Präfect die Lieferung des zu Eindeichungen und Befestigungen der Ufer erforderlichen Materials an Maschinen zc., bis zu 5 Kilometer vom Rheine entfernt, in erster Linie von den Staatswaldungen verlangen kann. Reichen diese dazu nicht aus, so werden die Waldungen der Gemeinden und öffentlichen Anstalten zur Ausbeutung herangezogen; schließlich endlich diejenigen der Privaten. Gemeinden wie Private haben sich in der Regel dieses Verfahren nicht ungern gefallen lassen, da sie selbstverständlich recht ausreichend für das abgegebene Material entschädigt wurden; diese hatten auch selten oder nie etwas dagegen einzuwenden, daß die Rheinbauverwaltung recht oft in einen und denselben Bestand wieder zurückkam und ihn in jedem vierten, ja mitunter sogar schon im dritten Jahre zum Abtrieb brachte! Da jedoch durch die allzu häufige Ausnutzung nicht allein die Ausschlagsfähigkeit der Stöcke leidet, sondern auch von Abtrieb zu Abtrieb stets weniger Material und minder brauchbares zuwächst, so wird die deutsche Forstverwaltung für Beseitigung des eingerissenen Mißbrauchs

Sorge tragen und einen regelmäßigen Wirthschaftsplan auch für diese wichtigen Waldungen entwerfen. Daß einmal im Falle dringender Noth von diesem abgewichen werden kann, und — beispielsweise bei einem Dambruch — abgewichen werden muß, versteht sich von selbst und mehr wollte offenbar das Gesetz auch nicht anordnen.

Wir kommen nun, und — warum sollten wir es leugnen? — mit einem gewissen Behagen zu den Gebirgswaldungen des Elsasses, zu dem eigentlichen Wasgau. Auch hier ist freilich Manches nicht so, wie es sein sollte und könnte, wie es beispielsweise unser rechtsrheinisches Nachbarland an seinem in so vieler Beziehung den Vogesen ähnlichen Schwarzwalde aufweist. Nur die höchsten Kuppen unserer Berge steigen über eine Höhe von 1400 Meter hinaus, das ganze Gebirge wäre daher — nach Klima und Breite — wohl geeignet, bis in die Spizen hinauf Holz zu tragen. Daß die Bewaldung, und leider gerade in den höheren Lagen, nicht so vollständig ist, wie sie nach Ausweis uralter vorhandener Stubben und Wurzeln es einst gewesen, daran tragen die Hauptschuld die politischen Schicksale Frankreichs im letzten Jahrhundert, verbunden mit einem gewissen Starrsinn der Bevölkerung, der die factischen Verhältnisse und den eigenen Vortheil nur zu oft verkennet. Zwischen den Verwaltungsbehörden und den waldbesitzenden Gemeinden besteht ein uralter, auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit geführter Kampf wegen der Erhaltung, resp. Urbarmachung des Waldes. Mit ängstlicher Sorgfalt wacht man in beiden Lagern über Aufrechthaltung der Grenzen zwischen dem eigentlichen, der Forstverwaltung unterstellten Forstgrunde und dem Weidetermin, von welchem die Gemeinden niemals genug zu haben glauben, um die paar Kühe, die jede Haushaltung besitzt, und was ihnen fast noch von größerer Bedeutung erscheint, die eine oder zwei Ziegen zu ernähren, wie solche auch in der ärmsten Hütte zu finden. Das Weideland ist gegen den, derselben Eigenthümerin gehörigen, Wald durch Gräben und in vielen Fällen durch trockene Mauern von

Feldsteinen abgegrenzt und mit Marksteinen versehen. Eine Ueberschreitung der so gebildeten und an höchster Stelle genehmigten Grenzen ist fast undenkbar, wenigstens seitens der Forstverwaltung, da die auf Weideland etwa durch Ueberumpelung angelegten Culturen ohne Gnade von den empörten Gemeindegliedern zerstört werden, und die heftigsten Beschwerden bei dem Herrn Präfecten nach sich ziehen würden. Dagegen ist es leider nur zu oft vorgekommen, daß hier und dort eine Ecke des Waldes von dem gierigen Maule des Viehes in Besitz genommen ward, wenn die betreffenden Forstbeamten sich nachlässig zeigten, oder zu abhängig von dem Wohlwollen der sie bezahlenden und remunerirenden Gemeinde gestellt waren. Als die schlimmsten Feinde der Gebirgswaldungen erwiesen sich aber stets die politischen Umwälzungen, welche im letzten Jahrhundert Frankreich so vielfach erschütterten. Ehe es der neu eingesetzten Regierung und ihren Beamten gelang, die gelockerten Zügel wieder mit fester Hand zu ergreifen, hatten die Gemeinden schon die kürzere oder längere Frist der „Freiheit“ benutzt und waren dem Walde mit Art und Feuer zu Leibe gegangen, um auf seine Kosten ausgedehntere Weidegründe zu erlangen. Traurige Denkmäler solcher Zügellosigkeit sind uns in einer Reihe von Oedfläcken aufbewahrt, und in mehr als einer Gemarlung könnte man die sämmtlichen Phasen der französischen Geschichte seit 1789 aus vernichteten Forsten ebenso gut studiren, wie aus Büchern und Ueberlieferungen.

Trotz alledem ist der Wasgau noch immer ein wunder schönes Waldgebirg, und wird es unter der milden und doch strammen Hand der deutschen Regierung hoffentlich nunmehr auch bleiben. Seiner Hauptmasse nach besteht das Gebirge aus Thonschiefer, Granit und Vogesensandstein, welche Gesteinsarten in ihrer Verwitterung oft einen vorzüglichen, fast durchgängig aber einen wenigstens guten und tragfähigen Holzboden liefern. Die Ostabhänge sowie die Oeffnungen der vielen Thalabschnitte hat die Nebe in Beschlag genommen,

die in sonnigen günstigen Lagen bis 100 Meter und darüber von der Thalsohle aufwärts steigt und ein edles, wenn auch mitunter zu feuriges Gewächs liefert, zwar wohlschmeckend und verführerisch, aber — besonders für dieses Getränkes Unge-
wöhnte, — leicht heraufschend und nicht immer gut bekommen-
d. Auch fehlt ihm fast durchgängig das liebliche Aroma und
Bouquet, welches unsere Rhein- und Moselweine so vortheil-
haft auszeichnet. Doch werden bedeutende Quantitäten hiesigen
Gewächses von deutschen Weinhändlern aufgekauft, um in
Mainz oder an der Mosel mit dem leichten dort gewachsenen
Raß vermischt zu werden und den Nordländern sodann gegen
theures Geld als Johannisberger oder Moselblümchen sich
vorzustellen.

An den Hängen der Schattenseite, oder an der Mittags-
seite unmittelbar an den Weinstock sich anschließend, finden
wir demnächst die Kastanie oder die Eiche, beide im kurzen
Umtriebe als Schlagholz bewirthschaftet. Die Kastanie ist eine
in jeder Beziehung sehr geschätzte und nuzbare Holzart. Ihr
außerordentlich schneller Wuchs, der sie schon im ersten Jahre
nach dem Abtriebe zahlreiche Schößlinge von 2—3 Meter Höhe
aus der Wurzel treiben läßt, gestattet die Haupternte bereits
im 16. bis 18. Jahre. Die dann meist schenkeldicke Stämme
sind schlank und astrein 5—7 Meter in die Höhe geschossen;
das Holz ist rein und außerordentlich zähe, spaltet gut und
giebt ein vorzügliches Material für die Rebstöcke, ein Sorti-
ment, welches begreiflicherweise hierorts sehr gesucht und recht
theuer bezahlt wird. Die Kastanie ist nicht so empfindlich
gegen die Einflüsse der Bitterung, wie man wohl denken sollte,
und der Selbetrug, den sie liefert, ist ganz außerordentlich
hoch. Er wird kaum von dem der in nicht viel längerem
Umtriebe als Schälwald bewirthschafteten Eiche übertroffen,
da trotz der äußerst werthvollen Rinde der letzteren doch das
schwache Holz nur zum Brennen benutzbar und von keiner be-
sonderen Güte ist. Die Eichenschälwäldungen oder, wie sie in
West-Deutschland genannt werden, die „Lothhecken“ sind fast

durchgängig leider nicht in dem Zustande, welchen der Forstmann einen annähernd vollkommenen oder auch nur einen guten nennen kann, und sie bringen daher auch lange nicht solche Erträge, wie sie in der preussischen Rheinprovinz und in Westfalen, ja selbst in den besseren Gegenden der Mark Brandenburg erzielt werden. Denn, wie schon oben bemerkt, man überließ gerade in derartigen Waldungen früher Alles der Natur oder den Adjudicatairen, d. h. den Käufern des Schlags. Die erstere läßt frei den „Kampf ums Dasein“ walten, in welchem das gewöhnliche, unedlere Prinzip vermöge seiner geringeren Verzärtelung und seiner Anspruchslosigkeit fast immer den Sieg über die edleren, aber schwächeren Individuen davonträgt. An die Stelle eines vor Alter und Kraftlosigkeit absterbenden Eichenstockes tritt im günstigsten Falle die Birke, deren leichten Samen der Wind oft von einem entfernt stehenden Baume hierher verweht; häufiger noch bemächtigen sich Saalweiden und fast völlig werthloses Dornestrüpp des frei gewordenen Platzes und unterdrücken, wenn sie einmal festen Fuß gefaßt haben, die des Lichtes und der Sonne bedürftigen zarten Sprößlinge der Eiche in immer fortschreitender Progression. Der „adjudicataire“ hingegen that nur genau und nothdürftig das, was er nach dem „cahier des charges“ thun mußte, d. h.: er setzte soviel Pflanzen ein, als ihm auferlegt waren. Wuchsen dieselben im ersten Jahre — und dies findet in den allermeisten Fällen statt —, so war er von jeder Verantwortung befreit, gingen sie später ein oder wurden sie von den benachbarten Stockauschlägen erstickt, so war es eben auch gut und wurde von allen Betheiligten die Macht der „höheren Gewalt“ anerkannt, vor der man sich beugen müsse. Denn von dem Grundsatz, daß die Wälder nichts kosten dürfen, daß sie nur einbringen müssen, lassen sich die waldbesitzenden Gemeinden nur schwer abbringen, und wenn die Forstverwaltung nicht besondere Energie zeigt, geht dabei schließlich Alles drunter und drüber.

Oberhalb dieser Niederwaltungen beginnt nun das Reich

der Edel- oder Weißtanne, derjenigen Holzart, welche den überwiegend größten Platz in den Vogesen einnimmt, und den Ruf der Schönheit dieses Gebirges mit Recht begründet hat. Unter den Laien herrscht in den verschiedenen Landstrichen des Vaterlandes ziemliche Konfusion in Bezug auf die deutsche Benennung der bei uns einheimischen Nadelhölzer, insbesondere der Tanne, Fichte, Kiefer. So wird z. B. in der norddeutschen Ebene die Kiefer häufig als Tanne, an andern Orten aber die Fichte mit diesem Namen bezeichnet. Die eigentliche Tanne, *pinus abies* oder *abies pectinata* — man sieht, auch die Botaniker von Fach tragen zur Unklarheit der Begriffe bei — kommt in der Ebene als Waldbaum gar nicht vor, gedeiht nur in dem frischen, kräftigen Boden der Thüringer, schlesischen und einiger anderer Gebirge. Vorzüglich schön finden wir sie im Schwarzwalde, welchem Gebirge sie wegen ihrer vollen, tiefdunkelgrünen Benadelung, die aus der Ferne fast schwarz aussieht, höchst wahrscheinlich den Namen gegeben haben*). Der Name „Weißtanne“ für diesen herrlichen, schlanken, oft mehr als 40 Meter hohen Nadelholzbaum rührt wohl weniger her von der weißlichen Färbung des Stammes, als von zwei feinen weißen Strichen, welche die Unterseite jeder Nadel zieren. Die Weißtanne also bedeckt in enormen, viele tausend Hectare großen, zusammenliegenden Forsten die Hauptmasse des ganzen Vogesengebirges und liefert besonders in der Neuzeit, wo die Holzpreise eine ganz außerordentliche Höhe erreicht haben, das Haupteinkommen der in den Thälern dicht an einander gedrängt liegenden Ortschaften. Abgesehen von vielfachen in falscher Windrichtung geführten Stieben, soll den Franzosen gern das Verdienst gelassen werden, diese Wälder gut und so pfléglich nachhaltig bewirthschaftet zu haben, daß noch jetzt eine, zum Theil übergroße, Masse haubarer

*) Beiläufig erwähnt seien die räthselhaft unklaren Begriffe der Franzosen über den Schwarzwald, den sie bekanntlich bei Ausbruch des Krieges mit Petroleum zu bestreichen und anzuzünden drohten.

Bestände der Art und Ernte harrend vorhanden sind. So schwierig, ja fast unmöglich es ist, die Weißtanne künstlich auf einen Standort zu verpflanzen, dessen Boden und Klima ihr nicht voll zusagt, so leicht ist die Nachzucht derselben da, wo sie heimisch ist, und wo zuerst die Natur ohne Zuthun des Menschen sie entstehen ließ. Dies Letztere gilt so recht eigentlich für die Vogesen. Auf der kleinen Lücke des Bestandes, welche der durch den Sturm geworfene ältere Stamm erzeugte, findet sich sofort ein dichter junger Nachwuchs ein, und der Forstmann hat daher, um den ganzen Bestand zu verjüngen, weiter nichts zu thun, als bei Eintritt eines Samenjahres hin und wieder einen Stamm herauszunehmen und nach erfolgter Besamung die stehengebliebenen Stämme allmählich und vorsichtig herauszuhauen. Die Stellen, an denen die Besamung nicht vollständig erfolgt ist, sind sodann nachzupflanzen. Alles dies haben die Franzosen nicht verabsäumt, und man sieht daher auch fast überall ebenso gelungene junge Culturen und Schonungen als alte Bestände. Was aber entschieden verabsäumt worden, das ist die gehörige Aufmerksamkeit auf den sogenannten Borkenkäfer, dieses kleine Insect, welches, oft in ungeheuren Massen auftretend, seine Gänge zwischen Rinde und Holz des Baumes macht und dieselben zum Absterben bringt. Werden die befallenen Bäume nicht bald herausgehauen und entrinnet, so theilt sich das Insect den übrigen mit und zerstört zulezt ganze Wälder. In den ersten Jahren der Besiznahme hat die deutsche Verwaltung in zahlreichen Gemeindewäldern die gewöhnlichen Schläge ganz aussetzen müssen, um oft das doppelte und dreifache Quantum des jährlich zulässigen Einschlags in kranken und abgestorbenen Bäumen zu entnehmen. Auf diese Weise hofft man des schon stark vorgeschrittenen und eingewurzeltten Uebels nach und nach Herr zu werden.

Sehr häufig tritt die Weißtanne nicht in reinen Beständen auf, sondern ist in einer das Auge erfreuenden Mischung mit Laubhölzern verschiedener Art, wie Ahorn, Eschen und

besonders Rothbuchen durchstellt. Die letztere wird häufiger, je höher die Lage; sie steigt nicht allein mit der Tanne zusammen bis in die höchste Holzregion hinauf, sondern läßt diese sogar zuletzt weit hinter sich zurück, um, wenn auch verkrüppelt und strauchartig, die höchsten Kuppen und Gebirgszüge, auf denen die Holzzucht überhaupt noch möglich, einzunehmen. Dies ist eine unseres Wissens nur den Vogesen und wohl auch dem Schwarzwalde angehörige Eigenthümlichkeit. In allen uns bekannten nördlicher gelegenen Gebirgen steigen die edlen Laubhölzer lange nicht so hoch aufwärts wie die Nadelhölzer, von denen in den meisten Fällen die Fichte in krüppelhafter Form und die Krummholzkiefer die Grenze des Baumholzes gegen die fahlen Flächen oberhalb bezeichnen.

An den Mittagshängen und auf den höheren, den Stürmen mehr ausgesetzten Bergkuppen, ferner auf den Gesteinsarten, deren Verwitterung einen ärmeren Boden erzeugt, wie auf dem an Feldspath armen Granit und besonders dem Vogesensandstein, erreicht der Natur der Sache nach die Tanne nicht jenen schlanken Wuchs, jene Glätte der Rinde und Aftreinheit, jene walzenförmige Gestalt, wie auf den mit reicher Humusschicht versehenen Mitternachtshängen und auf dem frischen kräftigen Gebirgsboden. Ihr Höhenwuchs ist geringer und ähnelt mehr einem Kegel, der Stamm ist bis tief hinunter mit weit ausragenden Nestern besetzt, welche mit Moosen und Flechten, insbesondere jener phantastischen, einem Gnomenbart gleichenden Bartflechte (*usnea barbata*) bedeckt sind. Eine unvorsichtige Holzung in solchen Lagen, oder gar ein Kahlschlag würde jede Wiedererziehung unmöglich machen oder doch auf Jahrhunderte hinaus in Frage stellen. Die vollkommensten Bestände in den ganzen Vogesen, ja vielleicht die schönsten, die es überhaupt giebt, finden sich in den Waldungen des Unterelsasses, welche, früher zum französischen Vogesen-Departement gehörig, bei der Annection des Landes dem Elsaß zugelegt worden sind, in der Gegend von Saales und Schirmeck, an der jetzigen Grenze mit Frankreich. Hier be-

greifen wir den „frommen Schauer“ des Ibycus, als er in Poseidon's Fichtenhain eintrat, denn fast Nacht umfängt uns, sobald der dichte Wald vielhundertjähriger Stämme von unabsehbarer Höhe und von einer Stärke, die oft nicht drei Männer umlastern können, uns aufgenommen hat. Kein Strahl der Mittagssonne, kaum ein Regentropfen vermag das dichte Dach vollbenadelter Kronen zu durchdringen, eine heilige, von keinem anderen Naturlaut als dem leisen Klauschen der Wipfel unterbrochene Stille lagert um uns her. Wer hier nicht ernst, ja andächtig gestimmt wird, ist ein unverbesserliches Weltkind und hat keinen Funken der edlen Gottesgabe Poesie als Mitgift erhalten! Wir verschonen den Leser mit der Angabe, wieviel steres oder Klafter Holz aus diesen Beständen auf einem Hectar Landes gewonnen werden, um ihn und uns nicht sofort in die alltäglichste Prosa zurückfallen zu lassen — für die Meisten würden es ja doch nur Zahlen sein — und fügen nur noch hinzu, daß unsere Vogesen fast in ihrer ganzen Ausdehnung viele ähnlich herrliche und vollkommene Tannenbestände aufweisen, und daß es für den Naturfreund und Forstmann keine lohnendere Reise geben kann, als eine Fußwanderung durch die Thäler der Doller, der Thur, der Lauch, der Fecht zc., besonders in ihren oberen Partien bis zur Wasserscheide und den Quellen der Mosel und Murthe. Nicht zum wenigsten wird des Wanderers Brust geschwellt werden auch durch den Gedanken, daß ein großer Theil jener Riesen, die so majestätisch auf ihn herniederblicken, als zarte Pflanzen zu deutscher Zeit emporgesprossen sind, und daß sie nun, nach langem, langem Zwischenraum die altersmüden Wipfel wiederum in deutscher Luft wiegen, und ihre reckenhaften Glieder auf deutscher Erde betten werden, wenn die Art ihren Wurzeln naht, was doch über lang oder kurz der Fall sein wird und muß.

Die Fichte oder Rothtanne, *pinus picea*, kommt in Beständen oder Exemplaren, die älter als 50 Jahre wären, nirgends in den Vogesen vor. Weßhalb die in so vielen

Punkten unbegreifliche Natur diesen in Bezug auf Höhe und Schönheit der Tanne nur wenig nachstehenden, dieselbe nach dem technischen Gebrauchswerthe des Holzes aber vielfach übertreffenden Baum hier nicht ebenfalls, wenn wir so sagen dürfen, wild wachsen ließ, wie nicht allein in den norddeutschen, sondern auch in den schweizer Gebirgen, vermögen wir nicht zu erkennen. Denn überall, wo sie erscheint, hat sie die Hand des Menschen erst hingebracht. Sie gedeiht allerwärts sehr gut und verspricht im höheren Alter fast eben so hohe Erträge zu liefern, als ihre stolze Rivalin. Jedenfalls trägt sie in der Vermischung mit der Tanne und Rothbuche viel zur Verschönerung des Waldbestandes bei, durch die daraus entstehende Verschiedenheit und liebliche Abstufung des Grüns.

Auch die Kiefer, *pinus silvestris* L., scheint von unseren Vorgängern in der Verwaltung erst künstlich in die Bogenen verpflanzt zu sein. Nur in Ausnahmefällen tritt sie auf dem bessern Boden des Bogenensandsteins auf und erreicht sodann, in der Vermischung mit der Edeltanne, eine Vollkommenheit und Schönheit, wie wohl nirgends im deutschen Vaterlande. Besonders in der Oberförsterei Waffelnheim sind derartige Bestände zu finden, die das Erstaunen und die Bewunderung von Laien und hervorragenden Fachmännern erregten. Meist jedoch begegnen wir der Kiefer nur in kleineren Beständen auf den ärmsten Bodenklassen und den der zehrenden Sonne am meisten ausgesetzten Gebirgslagen. Hier hat sie — in sehr vielen Fällen nachweisbar durch Zuthun der Menschen — die schlecht wachsende Tanne ersetzt und gedeiht vermöge ihrer geringen Ansprüche an Feuchtigkeit und Bodenkraft noch meist gut, wenn auch gerade nicht üppig. Sie wächst in der Jugend schneller als ihre Verwandten, deckt daher den Boden früher und vollständiger als jene und verbessert ihn durch den reichlichen Abfall ihrer langen Nadeln in wenigen Jahrzehnten oft so wesentlich, daß sie als Stättebereiterin der vornehmeren und anspruchsvolleren Holzpflanzen zu betrachten ist. Ihr

Holz, besonders das harzreichere von älteren Stämmen, ist von großem Werth, als Bau- wie Brennmaterial mit Recht gesuchter, als das der übrigen Nadelhölzer. — Mit dem Anbau der Lärche, *pinus larix*, hat man an manchen Orten ziemlich wohlgelungene Versuche gemacht. Diese an und für sich schöne und den Uebergang vom Nadel- zum Laubholz bildende Holzart scheint sich aber nicht recht einbürgern zu wollen, und dies ist auch kaum zu bedauern, da ihr schlanker Stamm, den Winden ausgesetzt, selten oder nie gerade in die Höhe wächst, sondern im Alter meist krumm und säbelförmig wird.

Unsere „deutsche“ Eiche als Laubholz in Beständen von irgendwie nennenswerther Ausdehnung suchen wir vergebens in den Vogesen. Dieser herrliche Baum ist eine Lichtpflanze; er gedeiht nur, wenn er die Krone und die oberen Aeste frei in den Aether tauchen kann; er kümmeret und geht schließlich zu Grunde da, wo schneller wachsende Bäume anderer Gattungen ihm Licht und Luft nehmen oder streitig machen. Daß es hiernach die Bedingungen seines Lebens nicht inmitten dunkler Nadelholzwaldungen findet, liegt auf der Hand. Die Eiche verlangt aber auch einen tiefgründigen Boden, in welchen ihre lange und starke Pfahlwurzel sich versenken kann. Wo sie einen solchen nicht findet, bildet sie auch nach oberhalb keinen starken Schaft, sondern bleibt kurz und treibt größere, weit ausreichende Aeste. Solchergestalt sind die verhältnißmäßig wenigen in unseren Lagen vorkommenden Exemplare, deren Hauptwerth vorzugsweise darin besteht, daß sie allerdings meist in Zwischenräumen mehrerer Jahre, die Früchte liefern, aus welchen die zur Nachbesserung in den Schälwaldungen erforderlichen Pflanzen erzogen werden. Fast ausnahmslos gehören die in den Vogesen vorkommenden Eichen zur Species der Stieleichen (*quercus pedunculata*), ihr Holz ist fest gedrungen, zu jedem Gebrauch vorzüglich verwendbar, wie die auf die Ausstellung nach Wien gesandten Abschnitte darthaten. Leider sind sie dort mit den übrigen Erzeugnissen

der Elsaß-Lothringenschen Forstwirthschaft in dem Brande des elsässer Bauernhauses zu Grunde gegangen.

Um auch von dieser Ausstellung noch ein Wort zu reden, so sei erwähnt, daß sie zwar keinen Anspruch darauf machen konnte, vollständig zu sein und von den Sammlungen fast sämtlicher deutschen und fremden Staaten übertroffen ward, daß sie aber auch dem Laien ein genügend deutliches Bild liefern konnte von den forstlichen Verhältnissen der Reichslande und jedenfalls einen kostbaren Stamm bildete für eine im Laufe der Zeit immer mehr zu ergänzende Collection. Mehr konnte zur Zeit — wo der deutsch-elsaß-lothringensche Forstbetrieb kaum nach Jahren zählt — nicht verlangt oder erwartet werden, wie es auch die ihr zu Theil gewordene ehrende Anerkennung seitens der Jury hervorhebt.

Ueber die in den Wäldern der Reichslande lebende Thierwelt, soweit sie den „Jäger“ interessirt, ein anderes Mal.

VII.

Etwas über die Jagdverhältnisse in Elfaß-Lothringen.

Von dem kaiserlichen Forstmeister von Egel zu Colmar.

Der französischen Gesetzgebung, in Verbindung mit einigen besonderen, hier näher zur Erörterung kommenden Umständen ist es zuzuschreiben, daß der Zustand der Jagd in Frankreich und Elfaß-Lothringen ein in jeder Beziehung trauriger ist. — Während bis zur französischen Revolution die Jagd in den Waldungen der Krone zu den königlichen Prärogativen gehörte, und die Edelleute mit mehr oder minderem Rechte fast ausschließlich die Wälder der Communen und öffentlichen Anstalten jagend durchstreiften; die Geistlichkeit nicht zu vergessen, welche besonders eifersüchtig darüber wachte, daß kein Unberufener in ihre ausgedehnten Gehege kam, machte die neue „Freiheit“ mit allen diesen Bestimmungen und Vorrechten vollständig tabula rasa.

In der Nacht vom 4. August 1789 wurde mit den anderen Feudalrechten das Jagdrecht abgeschafft. Das betreffende Decret, datirt vom 4., 6., 7., 8. und 11. August 1789, bestimmt:

Art. 3. „Das ausschließliche Recht der Jagd und der offenen Kaninchengehege ist gleichermassen abgeschafft, und ein jeder Eigenthümer hat das Recht, auf seinem eigenen Grund und Boden jede Sorte von Wildpret zu erlegen, oder erlegen

zu lassen. Er hat sich jedoch den Polizeigesetzen, welche aus Gründen der öffentlichen Sicherheit noch erlassen werden sollten, zu unterwerfen.“

Ein Decret vom 28./30. April 1790 ist als ein solches Polizeigesetz anzusehen. Dasselbe bestimmte:

Art. 1. „Eine an die Gemeindefasse zu zahlende Strafe von 20 Francs und 10 Francs Entschädigung an den Eigenthümer für denjenigen, der auf fremdem Grund und Boden jagte. Für Jagen in der Schonzeit eine Extra-Strafe von 20 Francs.“

Der Art. 16 verbot ausdrücklich in den königlichen Waldungen zu jagen (les forêts, appartenant à Sa Majesté).

Diese neue Freiheit, die so gelinden Strafandrohungen gegen die Uebertreter, welche überdies aus naheliegenden Gründen gegen die gleichberechtigten Bürger der einen und untheilbaren Republik selten oder nie zur Anwendung gekommen sein mögen, führten einen fast gänzlichen Ruin der Jagd in sehr kurzer Zeit herbei und erzeugten jene bei der Mehrzahl der Franzosen vorherrschende außerordentliche Jagdleidenschaft, auf welche später zurückzukommen sein wird. Denn daß auch das eigentlich nie aufgehobene Verbot des Jagens in den Staatswaldungen (vor der Revolution forêts du roi, nach derselben forêts nationales) in der Revolutionszeit nicht respectirt worden ist, beweist das arrêté vom 28. vendémiaire an V (19. October 1796), welches im Art. 1 einschärft, daß die Jagd in den National-Waldungen jedem Privatmanne ohne Unterschied verboten sei.

Bis zum Jahre 1804 dauerte dieser Zustand, und erst unter dem neuen Kaiserreiche kam, mit der Ernennung von Oberjägermeistern, mehr Ordnung in die Verwaltung und Ausübung der Jagden in den Staatsforsten.

Das Decret vom 18. fructidor, an XII (26. Aug. 1804), „relatif aux chasses et la louvetrie impériales“, bestimmte:

Art. 1. Der Oberjägermeister beaufsichtigt die sämtlichen kaiserlichen Forsten.

Art. 2. Zu seinem Neffort gehört die louverie.

Art. 3. Die conservateurs (Oberforstmeister), inspecteurs (Forstmeister) und gardes généraux (Oberförster) erhalten von ihm Befehle.

Dazu hat der Oberjägermeister, Marschall Berthier, am 1. germinal, an XIII (22. April 1805) ein Reglement erlassen. Dasselbe ist wörtlich wiederholt durch das réglement vom 20. August 1814. Nach demselben wurde das Jagen in den königlichen Forsten demjenigen gestattet, welchem der Oberjägermeister die schriftliche Ermächtigung dazu ertheilt hatte.

Solche Erlaubnißscheine, für welche nur 1 Francs zu entrichten war, erhielten namentlich die mit dem französischen Orden des Kaiserreichs decorirten Personen und, nach einer Ordonnanz vom 9. Septb. 1814, auch die Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig. Durch Ordonnanz vom 17. Juli 1816 wurde dies Vorrecht wieder aufgehoben und bestimmt, daß der Preis für einen Jagderlaubnißschein für Jeden, also auch für Nichtdecorirte, 15 Francs betragen solle. Begreiflicher Weise stellte man nun eine große Menge solcher Scheine aus zur Belohnung für geleistete, meist politische Dienste und zur Ermunterung zu solchen, bis das Bürgerkönigthum diesem Zustand der Willkür halb und halb ein Ende setzte und in einem Gesetze vom 24. April 1833 bestimmte, daß vom September desselben Jahres ab das Jagdrecht in den Staatswaldungen nach dem Meistgebot verpachtet werden konnte. Gründlichere Abhülfe brachte erst die Ordonnanz vom 20. Juni 1845, nach welcher die Jagd in den Staatswaldungen fortan öffentlich verpachtet werden mußte.

In den Gemeindeforsten herrschte die unbedingte Jagdfreiheit für Jedermann bis zum Jahre 1805. Durch Dekret vom 25. Prairial, an XIII (14. Juni 1805) wurden die Communen nur ermächtigt, nicht gezwungen, die Jagd in ihren Waldungen zu verpachten, unter gewissen Bedingungen, die zuvor von dem Präfecten und dem Minister des Innern gut zu heißen waren.

Dies ist im Wesentlichen der noch heute, leider auch für Elsaß-Lothringen gültige Zustand der Jagdgesetzgebung. In den Staatswaldungen muß, in den Communalwaldungen und Feldern kann die Jagd verpachtet werden. Die allermeisten Gemeinden machen von der ihnen übertragenen Befugniß Gebrauch, wenigstens für die Jagd in den Forsten, doch giebt es noch verhältnißmäßig viele, welche von der etwa zu erzielenden größeren oder geringeren Geldeinnahme absehen, und jedem Gemeinde-Mitgliede mit seinen Freunden und Bekannten die Ausübung der Jagd gestatten, wenn dieselben den Erfordernissen des Jagdpolizeigesetzes nachgekommen sind.

Die Privat-Eigenthümer haben das Recht behalten, die Jagd auf den eigenen Grundstücken, so klein dieselben auch sein mögen, zu beschießen oder beschießen zu lassen. Von diesem Rechte machen dieselben auch den ausgiebigsten Gebrauch. Allabendlich oder wenigstens so oft ihre Zeit es ihnen erlaubt, sieht man die Besitzer kleiner, vielfach nur wenige Aren oder Hectaren großer Acker- und Wiesenstücke, ganz besonders, wenn sich diese in ein fremdes größeres Jagdgebiet hineinziehen, auf ihrer Scholle stehen, und dem etwa auftretenden Wilde auflauern. Ganz gewiß aber ist kein Posten unbesetzt, wenn die Kunde gekommen ist von einer größeren Jagd, die der Nachbar abzuhalten gewillt ist, und oft genug bringen die Hunde den aufgestöberten Hasen vorzugsweise diesen Schützen vor die Flinte, welche ihn, nach seiner etwaigen Erlegung, sehr vergnügt in die geräumige Jagdtasche schieben, und sich bei dem ohnmächtig zuschauenden Angrenzer durch Abziehen der Kappe höflichst bedankend, den Heimweg einschlagen oder auf eine zweite Beute lauern.

Hiernach wird sich jeder Jagdkundige nur darüber wundern können, daß überhaupt noch Exemplare der friedlicheren und nicht eben schwer zu erjagenden Wildgattungen, wie besonders Rehe und Hasen, übrig geblieben sind, zumal gerade diesen Thieren des Waldes nicht allein von den Berechtigten,

sondern auch von einer unglaublichen Menge von Wilderern, aus Gewinnsucht oder aus nicht zu zügelnder Jagdleidenschaft, nachgestellt wird.

Das Jagdpolizeigesetz vom 3. Mai 1844 hat dem eingerissenen und in Fleisch und Blut übergegangenen Unfug auch nicht wehren können, obgleich einige sehr gute und nachahmenswerthe Bestimmungen in demselben enthalten sind, namentlich das Verbot, während der Schonzeit Wildpret zum Verkauf auszustellen, zu verkaufen, zu kaufen, zu transportiren und damit zu haufiren. Der Präfekt (Bezirks-Präsident) setzt alljährlich den Beginn und Schluß der Jagdzeit für alle Wildgattungen fest, wobei es ihm freisteht, nach Anhörung des Generalraths (Bezirksraths) auch während der erlaubten Zeit die Jagd plötzlich zu untersagen, wenn Schneefall eingetreten ist, andererseits aber auch das Erlegen und den Fang der Zugvögel und des Wassergeflügels noch über den Schluß der sonstigen Jagd hinaus zu verlängern. So lange aber nicht ein wirkliches Jagd-Schongesetz existirt, ein Gesetz, welches auf die Erhaltung des Mutterwildes und des jungen Nachwuchses Bedacht nimmt, so lange es gestattet ist, die Mutter vom Kalbe, oder das Kalb von der Mutter, oder alle beide fortzuschießen, so lange wird und kann von einem wirklichen Heben des Wildstandes nicht die Rede sein!

Ein ferneres sehr erhebliches Uebel für den Wildstand in Frankreich liegt darin, daß die Forstbeamten, welche ihr Dienst, den Wald zu schützen, tagtäglich in denselben führt, mit wenigen Ausnahmen kein Interesse und kein Verständniß für die Jagd besitzen, und nach den Bestimmungen des Jagdpolizeigesetzes auch gar nicht besitzen sollen. Dies Gesetz stellt vielmehr die untern Forstbeamten mit den Minderjährigen, mit den unter polizeilicher Aufsicht stehenden und den bereits wegen Jagdvergehen bestrafte Personen auf eine Linie, indem es festsetzt, daß diesen kein Jagdschein ausgehändigt werden soll, wohl weil — nach deutschen Begriffen und langjährigen Erfahrungen fälschlich — angenommen wird, daß die Aus-

übung der Jagd den Beamten von seinem eigentlichen Amte, den Wald, d. h. das Holz zu schützen und zu verteidigen, abziehen könnte, und weil man fürchtet, daß derselbe bei der sich unausgesetzt darbietenden Gelegenheit, den Wald und den Stand, wie die Gewohnheiten des Wildes in diesem zu beobachten, einer zu großen Verführung zum Wilderen und zu Beruntreuungen ausgesetzt wäre. Es kann aus diesen Gründen dem Forstbeamten kaum verdacht werden, wenn er sich gar nicht um die Jagd kümmert, oder höchstens die ihm zufällig und gelegentlich kund werdenden Zuwiderhandlungen zur Anzeige bringt, um den ihm gesetzlich zugesicherten Denunzianten-Antheil zu gewinnen. Schwerlich aber wird er diesem letzteren zu Liebe sich in irgendwie gefährdende Unternehmungen einlassen. Etwa verzweifelten Wilderern gegenüber wird er meist die Rolle des Klügeren, des Nachgebenden, übernehmen. Dazu kommt noch, daß die unberechtigte Ausübung der Jagd, wie dies leider auch in das deutsche Strafgesetzbuch übernommen ist, zu den Antragsdelikten gehört, d. h. daß das öffentliche Ministerium eine Verfolgung dieses Vergehens nur auf Antrag des beschädigten oder interessirten Theiles in das Werk setzen kann. Da nun in sehr vielen Fällen die Gemeindevertretung einen solchen Antrag zu stellen sich nicht veranlaßt sieht, theils aus Indolenz, öfters noch, weil der Angeeschuldigte eine vermögende und einflußreiche Persönlichkeit in der Gemeinde, oder auch ein gefährliches und schlechtes Subjekt ist, vor dessen Rache man Besorgniß hegen muß, so kommt ein sehr erheblicher Prozentsatz der von den Forstbeamten wirklich zur Anzeige gebrachten Frevler gar nicht zur Aburtheilung, und der Beamte wird dadurch allein schon abgeschreckt, fernerhin Protokolle zu machen. Auch waren die Fälle nicht selten, daß der Frevler sich ohne die Dazwischenkunft der Behörden mit dem Beamten zu einigen wußte, was selbstverständlich zur Demoralisation führt.

Für Elsaß-Lothringen ist nunmehr die Verbotbestimmung des code forestier, den untern Forstbeamten Jagdscheine zu

ertheilen, gesetzlich aufgehoben, und wird Seitens ihrer Vorgesetzten streng darauf gesehen, daß diese Beamten dem Jagdfrevel auch in den Gemeindevaldungen mit derselben Energie entgentreten, wie dem Holzdiebstahl und sonstigen Gesetzwidrigkeiten. Auch das französische Gesetzbuch verpflichtete sie zwar dazu, doch wurde diese Vorschrift allem Anschein nach früher nicht so genau beobachtet, schon weil die Controle durch ihre Vorgesetzten in den meisten Fällen eine ungenügende war. Die deutschen Oberförster sind im großen Durchschnitt viel mehr im Walde anzutreffen, auch wenn sie keine hervorragende Jagdleidenschaft in denselben führt, und wissen eher, worauf es ankommt, als dies bei den früheren gardes généraux der Fall gewesen sein soll. Doch kann auch diese bessere Aufsicht den gänzlichen Ruin der Jagd nur in etwas verzögern; den großen allgemeinen Uebelständen abzuhelpfen, Wild wieder aufzuerziehen in solchen Grenzen, wie sie mit Rücksicht auf Wald- und Ackerkultur und den sonstigen Interessen gezogen werden müssen, das vermag nur eine von Grund aus geänderte Gesetzgebung, welche sich an diejenige der deutschen Staaten anschließt.

So sehr wir davon durchdrungen sind, daß auch die deutschen Gesetze in manchen Punkten und nach verschiedenen Richtungen hin noch sehr der Verbesserung fähig und bedürftig sind, so heißt es doch auch hierbei, „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. Und die Früchte, im Großen und Ganzen, sind die, daß in Deutschland, mit Ausnahme wenig ausgedehnter Landstriche, von dem kleineren, fast unschädlich zu nennenden Wilde noch solche Mengen vorhanden sind, wie sie des Jägers Herz erfreuen, und wie sie nicht allein zu dulden, sondern auch wünschenswerth sind zur Befriedigung mannigfacher Interessen und zur Belebung und Verschönerung der Gegend, — daß dagegen das Raubwild, die wilden Schweine mit einbegriffen, fast durchweg auf ein geringes und in den meisten Fällen gleichfalls zu duldendes Maß zurückgeführt ist. Nur an den Grenzen Luxemburgs und Frank-

reichs, im Hundsrück und an der Eifel hat das Schwarzwild und sonstiges Raubzeug überhand genommen.

In Frankreich und in den Reichslanden dagegen findet gerade ein umgekehrtes Verhältniß statt. Das Kleinwild ist so gut wie ausgerottet, doch das Raubzeug, besonders das Schwarzwild, auch Füchse und in einigen Gegenden Lothringens Wölfe und wilde Katzen, hatten so stark überhand genommen, daß Ausnahmsmaßregeln ergriffen werden mußten.

Während in Deutschland das Jagdvergnügen zu den sogenannten „noblen Passionen“ gehörte, und, wenigstens bis zum Jahre 1848, fast ausschließlich das Vorrecht der Krone und des Großgrundbesitzes war, oder durch besondere Titel erworben werden mußte, ging und geht in Frankreich seit der großen Revolution fast Alles auf die Jagd. Der adlige Grundherr so gut, wie der Bauer und Weingärtner, der reiche Fabrikant, wie der ehrfame Handwerker in den Städten, und nicht zum wenigsten der Fabrikarbeiter und Tagelöhner, sobald er es unbemerkt oder ungestraft ausführen zu können vermeint. Man kann wohl sagen, diese Leidenschaft ist tief eingedrungen in alle Schichten der Bevölkerung und steht im umgekehrten Verhältniß zu der Menge des vorhandenen Wildes. Besonders an Sonn- und Festtagen, an denen in Deutschland fast überall die Ausführung lauter Jagden untersagt ist, durchhallt der Wald von dem Hundegebell und dem Klang der Jagdhörner an allen Ecken und Enden.

Schaarenweise kommen die Jäger herangezogen, die meisten in der landesüblichen blauen Blouse, die vornehmeren wohl in schwarzen oder sandfarbigen Manchester-Röcken, fast alle aber mit ledernen Gamaschen mit großen stählernen Schnallen und rothen oder gelblichen dicksohligen Lederschuhcn. Die Dispositionen werden von dem „Präsidenten der Jagdgesellschaft“ getroffen, die Wechsel mit Schützen bestellt, und nun löst man die oft sehr schönen mit langen Behängen versehenen Bracken oder Laufhunde. Diese nehmen mit Eifer jede Fährte auf, welche sie finden, und jagen den armen

„Lampe“, die furchtsame Rieche mit eben solchem Ungestim und der gleichen Unermülichkeit, wie das wilde Schwein — an welche Wildgattung sich überdies viele Laufhunde überhaupt nicht wagen — entweder bis sie das Wild vor die Flinte eines Schützen gebracht, oder bis sie es oft viele Meilen weit von seinem ursprünglichen Standorte versprengt haben. Der Schütze steht unverdrossen stundenlang auf seinem Stande, kommt zwar selten oder nie zum Schuß, begnügt sich jedoch mit der gehabten Aufregung und zieht am nächsten Feiertage wieder eben so froh und hoffnungsvoll zum Jagen aus, wie immer. Diese Jagd mit laut jagenden Hunden liebt der Franzose über alle andern Methoden. Treibjagden, welche freilich auch oft des Terrains wegen unmöglich oder unangebracht sind, machen ihm nur das halbe Vergnügen. Vor allen Dingen fehlt es dem französischen Jäger an dem Willen und Können, einen Wildstand pfleglich zu behandeln, — die erste Bedingung, die man an einen guten Jäger stellen muß. Es soll übrigens durchaus nicht gesagt werden, daß alle Franzosen schlechte Jäger und Schützen wären, — von dem Gegentheil haben wir oft Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen. Die Jägerei als Wissenschaft ist den Deutschen sogar von Frankreich überkommen, und die Jagden von Fontaineblau wurden selbst von einem Flemming, Döbel, Wildungen und anderen Koryphäen unter den deutschen Jagdschriftstellern als mustergültig anerkannt.

Auch in Bezug auf die Ausübung der niedern Jagd, die Erziehung und Veredelung der Hunderacen, in der Dressur derselben, sind die Franzosen vielfach unsere Lehrmeister gewesen, und mancher biedere deutsche Förster und Jäger wendet noch heute, wie vor 200 Jahren und länger, beim Abführen und Führen seines Hühnerhundes die hergebrachten Worte, Anrufungen und Bedrohungen an, wie „Kusch“ (couche-toi), „Apport“ (apporte), „Tubo“ (tout-beau), „Tiro“ (tire haut) zc. zc. ohne eine Ahnung zu haben, welchen Ursprungs dieselben sind. Von einigen ursprünglich ganz französischen

Jagdmethoden, beispielsweise der „Parforce“-Jagd mit ihren „Biqueuren“, mit der „Meute“, „Küree“ (curée) u. s. w. gar nicht zu reden! Weil aber heutzutage in Frankreich eben Alles auf die Jagd geht, giebt es dort selbstverständlich auch numerisch die meisten „Lateiner“, von denen der „erfahrene Jäger“ spricht:

„So Dir einer thut sagen,
 „Daß er seiner Gesundheit halber muß jagen,
 „Da nimm auf sothaner Jagd
 „Deine eigne Gesundheit in Acht!“

Was nun die große Menge der berechtigten Jäger in Frankreich und leider auch in Elsaß-Lothringen an kleinerem Wild noch übrig gelassen hat, das fällt, zuweilen bis auf das letzte Exemplar, den wie schon hervorgehoben, zahlreichen Wilderern zur Beute. Weniger mit Schießgewehr, — der Sicherheit und des „unnöthigen“ Lärmens wegen, — als ganz besonders durch Stellen von Schlingen wird auch der letzte Hase, das durch ein Wunder noch übrig gebliebene einzige Reh in sein Verderben gelockt. In der Anfertigung und richtigen Platzirung auf die Wechsel solcher Drahtschlingen ist man äußerst gewandt, und bei der Indifferenz der Forstleute ist es oft nur dem Zufall zu verdanken, wenn solche Schlingen aufgefunden und zerstört werden, während der Urheber derselben nie, oder doch fast nie zur Entdeckung und Bestrafung gelangt. Endlich übt auch Jahr aus Jahr ein eine sehr große Anzahl von gemeinen Bauernhunden, wie von „Laufhunden“ von Profession, deren Herren ihnen für ihre Passion nicht oft genug Arbeit geben, die Jagd auf eigene Hand aus und reißt ebenso wie die Füchse und anderes Raubzeug, oft ganz gesundes Wild nieder, um es sofort zu verspeisen. Daß dieses selbstständige Jagen der Hunde besonders verderblich wird in der Seg- und Hegezeit des Wildes, liegt auf der Hand.

So kommt es, daß ein Hase im Reichslande füglich eine „Rüchsenrarität“ zu nennen ist und daß Reh- oder gar Hirsch-

braten nur auf die Tafel sehr Wohlhabender kommen kann, für welche er noch dazu in den meisten Fällen erst aus den übrerrheinischen Ländern, besonders dem wildreichen badischen Schwarzwald eingeführt wird. Auch Rebhühner sind auf den Feldern der elsässischen Ebene mit geringen Ausnahmen nur noch verhältnißmäßig spärlich anzutreffen. Schon am zweiten oder dritten Tage nach Eröffnung der Jagd sind die vorgefundenen Ketten bereits dermaßen beunruhigt und beschossen worden, daß die übrig gebliebenen, die sich wieder zusammen gefunden haben, nicht mehr „halten“ und auf diese Weise ihr Leben durch den Herbst und bis in den Winter hinein noch zu fristen vermögen. Treibt sie aber der Hunger mehr in die Nähe der Gehöfte, wo sie in hinterlistiger Weise auch wohl gefüttert werden, oder tritt gar ein tiefer Schneefall ein, dann werden die Thierchen durch Neze oder Schrote leicht und vollständig ausgerottet, oder fallen dem Raubzeug und den zahlreichen Ragen zur Beute. Eine Aenderung hierin wäre allerdings leicht zu schaffen, wenn die Präfecten kraft der ihnen zustehenden Befugniß die Schonzeit der Rebhühner verlängern und ihre Erlegung etwa nur in den Monaten September und Oktober gestatten wollten.

Ueberhaupt geht die Jagd für die hiesigen Verhältnisse, d. h. die Freiheit des Jagens *z. c.* — zu früh auf und wird zu spät geschlossen. Besonders erliegen die spärlich vorhandenen Hasen in überwiegender Anzahl schon im August, zu welcher Zeit ein tüchtiger und nicht jagdneidischer Jäger höchstens einen „Dreiläufer“ schießt. Namentlich die alten Mutterhasen, — weil sie am besten halten, — welche vielfach noch einen „Saß“ in sich tragen, oder wenigstens zu säugen haben, fallen dann schon. Man sucht überhaupt viel lieber auf Hasen, als auf Hühner, kein Kartoffelstrauch bleibt undurchsucht, und je stärker der erlegte Lampe, desto größer das Vergnügen und der Ruhm.

Auch den wilden Enten wird eigentlich mehr als billig nachgestellt, indem das Fangen derselben in den großen vor-

trefflich eingerichteten und an und für sich höchst interessanten Entenfängen, noch einige Monate über den Schluß der Jagd hinaus, also wenn das Schießen derselben schon untersagt ist, nachgegeben wird. Da in manchen Jahren viele Tausende dieser Wandervögel in die Netze gelockt und in den großen Städten verspeist werden, so wird die Behauptung, daß man seit einiger Zeit eine erhebliche Abnahme der Schwärme bemerkt haben will, wohl auf Wahrheit begründet sein.

Der interessanteste Wandervogel, die Schnepfe, welcher fühlbaren Abbruch zu thun bekanntlich im Binnenlande selten oder nie gelingt, und die nur an den Küsten, vorzugsweise der Ostsee, während einiger Herbsttage in solchen Mengen erlegt wird, daß man wegen Abnahme derselben in Sorge sein könnte; die Schnepfe also passirt alljährlich in mehr oder minder großen Zügen die elsässer Ebene und Vorberge, und läßt sich hier selbst zu kurzer Rast nieder. Da die einheimischen Jagdliebhaber aber selten im Besitz wirklich guter Borstehunde sind, so erstreckt sich die Jagd auf die Langschnäbel hauptsächlich auf den abendlichen Anstand. Es ist bei der Schnepfe weder in Bezug auf ihr Vorkommen, noch auf die Jagdmethode irgend etwas zu constatiren, was in Vergleich zu vielen anderen Gegenden Deutschlands eigenartig zu bezeichnen wäre; es sei denn, daß ein Theil dieser Zugvögel den ganzen oder doch fast den ganzen Winter über in unseren Breiten verbleibt, wie man sich auf gelegentlichen Treibjagden in den Niederungswäldern überzeugen kann. Eine einzige aufgestöberte und zufällig die Schützenlinie entlang fliegende Schnepfe ruft zuweilen ein wahres Pelotonfeuer hervor und entkommt dennoch vielfach ungefährdet, weil die Flinten fast durchgängig mit Kugeln, Posten oder groben Schrot geladen sind. Das Hierbleiben während des Sommers und das Brüten der Schnepfen ist nur ganz ausnahmsweise bemerkt worden.

Wenn wir nun zur sogenannten „hohen“ Jagd übergehen und vorläufig bei dem Flugwild verbleiben, so ist zu

erwähnen, daß Auerwild, Birk- und Haselhühner, sowie Fasanen in bescheidenen Mengen auf den elsässischen Jagdrevieren vorhanden sind. Fasanen kommen hauptsächlich auf den unzähligen vom Rheine gebildeten und mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Inseln vor. Sie werden jedoch schwerlich jemals einen besonders guten Stand bilden können, weil einmal nicht genug zur Vertilgung des Raubzeugs geschieht, weil ferner ihnen von den Jagdberechtigten durch mangelhafte Schonung der Hennen und von Unberufenen durch Legen von Schlingen und Fallen zuviel Abbruch geschieht, dann aber auch, weil diese Inseln zum größten Theile in der Inundationslinie des Rheines liegen und daher ein spät eintretendes Hochwasser die Nester oder die noch nicht flügge Brut eines Jahres oft vollständig vernichtet.

Birk- und besonders Haselwild befindet sich beinahe nur in einigen Exemplaren, ersterer Vogel, weil er vor der besseren und vollständigeren Kultur, der Trockenlegung von Brüchen und Sümpfen, naturgemäß immer weiter zurückweicht, das nordische Haselhuhn dagegen, weil ihm das Klima, selbst der höheren Gebirgslagen, doch nicht ganz zusagen mag und weil ein Kundiger mit einer guten Locke im Stande ist, ohne jede Anstrengung eine ganze Kette dieses leicht zu täuschenden Wildes in wenigen Stunden völlig aufzureiben. Auch das Auerhuhn weicht aus den immer lichter und immer zugänglicher werdenden Gebirgswäldern allmählig aber sicher zurück und wird, wie zu fürchten steht, in nicht allzu ferner Frist ganz verschwunden sein. Die Gewohnheit der Henne, auf platter Erde und vielfach noch in der Nähe von Wegen und in Schlägen zu brüten, wo sie von Menschen, Hunden und Raubthieren heunruhigt und ihrer Eier beraubt wird, trägt hier — wie übrigens überall — mehr Schuld daran, als die freilich sehr interessante, aber doch auch äußerst beschwerliche und ganz besondere Passion erfordernde Jagd auf die balzenden Hähne.

Roßwild kommt in den sämtlichen circa 318,000 Hek-

tauen oder über 57 Quadratmeilen enthaltenden Waldungen des Ober- und Nieder-Elfaß gar nicht vor, und hat sich nur noch in einer Menge von 100—120 Stück in den zu Lothringen gehörigen dichten Wäldern von St. Quirin und Albersweiler erhalten. Da die dortigen Waldungen fast durchweg Staatseigenthum sind, so hat die Forstverwaltung einigermaßen es in der Hand, diesem herrlichen Wild Schutz angedeihen zu lassen und es vor gänzlicher Ausrottung zu bewahren. Wenn auch der code de la chasse das Rothwild ausdrücklich unter die „animaux malfaisants ou nuisibles“ mit einbegreift, so werden die Präsidenten doch voraussichtlich noch lange nicht in die Lage kommen, den Eigenthümern oder Pächtern von am Walde gelegenen Ländereien die Erlegung desselben zu gestatten, wie solches dann in ihrer Befugniß liegt, wenn diese Wildgattung überhand genommen haben sollte.

Auch dem Damwilde begegnen wir nur noch in einzelnen Waldungen, namentlich in dem Schlettstadter Niederwalde, dem jetzigen Jagdreviere des Herzogs Ernst von Koburg, in einigermaßen nennenswerthen Mengen. Der Abgeschlossenheit dieses ziemlich bedeutenden Reviers, der gegen Angriffe durch natürliche Bollwerke geschützten Lage ist es zu danken, wenn die Schlettstadter Jagd nicht allein relativ, sondern selbst absolut noch eine gut besetzte zu nennen ist. Von keiner einzigen im ganzen Reichslande ist dasselbe zu sagen, und nur sehr wenigen sonst noch ist es nachzurühmen, daß sie über dem Niveau mittelmäßiger Jagden im übrigen Deutschland stehen. Und dies trotzdem sich die reichsländischen Forsten gerade ganz besonders zur Ernährung und Erhaltung eines guten Wildstandes eignen! In den Bergen giebt es genug schroffe Hänge und Klippen, welche dem Fuß des Menschen fast unzugänglich sind, vielfach mit dichtem Tannenansluge, jungen Buchen oder strauchartigem Besenpfriem, Stechpalmen zc. bedeckt, in welchen das Wild Schutz und Sicherheit fände. Dazwischen heimliche Waldwiesen mit üppi-

gen süßen Gräsern und Kräutern und weiter hinauf ausgedehnte Weideflächen mit gesundem und nahrhaftem Futter. Dazu überall sprudelnde Quellen und zahlreiche Weiher und Teiche zur Böschung des Dursts und zur Kühlung. In den Revieren der Ebene ausgedehnte Dickungen, theils aus Weidenhegern und Dornestrüpp, theils aus dichtem schnell wachsendem Unterholz bestehend, welches die französische Sprache so bezeichnend „massif“ nennt, und dazwischen Duzende von Flußarmen und tiefen Brüchen, die der Mensch nur bei dem niedrigsten Wasserstande und in besonders kalten Wintern durchwaten resp. betreten kann.

In wenigen Jahren würde es gelingen, Wald und Feld im Elsaß wieder mit Wild zu bevölkern, wenn unsere heutigen Jagdliebhaber sich einigen Beschränkungen unterwerfen wollten, und hauptsächlich, wenn ein verständiges Jagdschön- und Jagdpolizei-Gesetz erlassen würde. Der hohe, für den Jagdschein zu zahlende Preis thut es nicht, oder wenigstens nicht allein, wie gerade durch das französische Gesetz der Beweis geliefert wird *); es muß vor allen Dingen ein Minimum an zusammenhängender Fläche festgesetzt werden, welche einen Jagdbezirk bilden kann (mindestens 75 Hekt. wie in Preußen, besser 100 Hekt.); den Gemeinden darf es nicht mehr freigestellt bleiben, ihre Jagd zu verpachten, oder durch sämtliche Gemeindeglieder und ihre Freunde beschließen zu lassen, sondern sie müssen dieselben zum öffentlichen Ausgebot bringen oder völlig ruhen lassen, und die Schonzeiten für jede Gattung Wild, und speziell für das Mutterwild, sind besser auszuwählen und zu verlängern!

Die Strafen, welche der code de la chasse für die be-

*) In Frankreich und im Reichslande kostet der Jagdschein 25 Francs = 20 Mark, von welcher Summe dem Staat 15 Francs, der betreffenden Gemeinde 10 Francs zufallen.

Im Großherzogthum Baden sind für einen solchen etwa 7 Gulden = 12 Mark zu entrichten, während in Preußen nur 3 Mark gezahlt werden.

sonderen Uebertretungen festsetzt, sind im Allgemeinen hoch genug, besonders wenn man das kostspielige französische Gerichtsverfahren mit zur Berechnung zieht, aber die zur Kenntniß gekommenen Gesetzwidrigkeiten müssen auch wirklich geahndet werden und Privatrücksichten irgend einer Art dürfen den Uebelthäter seiner Strafe nicht ferner entziehen. Wie verkehrt auch in anderer Beziehung die Verhältnisse hier liegen, geht ferner daraus hervor, daß man den Hirsch, den Rehbock in der Zeit, wo dieses Wildpret „gut“ ist, das heißt im Hochsommer, überhaupt nicht erlegen darf. Eigentlich auch den Auerhahn nicht in der Balzzeit, wo er sonst allein gejagt wird. Der eigentliche Pirschgang, die höchste Lust des guten deutschen Jägers, das Schießen des Rehbocks beim „Blatten“, ist also im Reichslande, ersteres zur guten Zeit, letzteres überhaupt nicht gestattet. Auch darf vor Eröffnung der Jagd im August ein Wildbraten nicht einmal aus den Nachbarländern hier eingeführt werden.

Daß die vorhandenen Uebelstände von dem denkenden Theile der Bevölkerung empfunden werden, beweisen zahlreiche Petitionen Einzelner, wie auch ein Antrag der oberelässischen und lothringenschen Bezirksräthe auf zeitgemäße Abänderung der bestehenden Gesetze. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß diesen Wünschen volle Rechnung getragen werden wird, wenn die Neu-Deutschen erst einmal den aufrichtigen Entschluß gefaßt haben werden, auch in andern Beziehungen die Regierung in ihren wohlmeinenden Bestrebungen um das Wohl des engeren Vaterlandes zu unterstützen und sich nicht äußerlich indifferent oder gar abwehrend zu verhalten. Ohne specielle Mitwirkung der Vertreter des Landes ein so durchgreifendes neues und ebenso viele Liebhabereien verlegendes als begünstigendes Gesetz zu erlassen, hat immer sein Mißliches.

Daß in Folge der hier skizzirten Verhältnisse nur in den Staatswäldungen im Großen und Ganzen von „Jagd“ überhaupt noch die Rede ist, und auch dort nur in den großen mehr geschlossenen Komplexen, wie vorzugsweise dem Sage-

nauer Wald, liegt auf der Hand. Unter den Gemeindeforsten zeichnet sich fast einzig und allein aus das oben schon erwähnte Schlettstadter Revier, und zwar auch nur der in der Ebene gelegene Theil desselben. Schon seit einer langen Reihe von Jahren an eine nicht das Geldinteresse im Auge habende Jagdgesellschaft verpachtet und wohl beschützt, auch, wie oben bereits angegeben, in seinen Grenzen ziemlich gesichert, vermochte sich hier noch ein, auch nach deutschen Begriffen guter Wildstand zu erhalten. Die Gemeinden beginnen in neuerer Zeit auch immer mehr einzusehen, daß die Verpachtung der Jagd für ihre Klasse von großem Vortheil ist, zumal in den meisten Fällen, besonders für Reviere in der Nähe größerer Städte, verhältnißmäßig oder richtiger unverhältnißmäßig hohe Summen bezahlt werden. Je größer die Wahrscheinlichkeit ist, auf einem Revier auch Raubzeug, namentlich wilde Schweine anzutreffen, desto mehr Liebhaber finden sich selbstverständlich ein, und, wie Eingang bereits erwähnt, diese im „code de la chasse“ als „animaux malfaisants ou nuisibles“ bezeichneten Thiere haben sich in der Neuzeit in den Reichslanden so außerordentlich stark vermehrt, daß von Seiten der deutschen Behörden energische Maßregeln zu ihrer Vertilgung ergriffen werden mußten, welche, noch einige Jahre fortgesetzt, sicher dahin führen werden, diese Thiergattungen, wenn auch nicht auszurotten, so doch auf ein bescheidenes und zulässiges Maas zurückzuführen. Sind doch allein im Jahre 1873 in den Reichslanden 791 Stück wilde Schweine geschossen und in den von den deutschen Beamten angelegten Saufängen eingefangen worden! Die den Behörden nicht angemeldeten, weil die Erleger auf Gewährung der Prämie von 5 Francs pro Stück keinen Anspruch erhoben, und die zu Holz geschossenen sind dabei außer Ansaß geblieben, würden aber die Summe jedenfalls wesentlich erhöhen. Außerdem wurden noch 16 Wölfe und 27 wilde Katzen erlegt.

Auch die Wölfe sind, trotzdem die französische Gesetzgebung

sich seit vielen Jahrhunderten mit ihnen beschäftigt hat, wenigstens in den gebirgigen Theilen des Landes, den Ausläufern der Ardennen, in den Vogesen und im französischen, wie im schweizer Jura nie ganz ausgerottet gewesen. In dem Kriegsjahre und gleich nach demselben haben sich diese Bestien sogar wieder stark vermehrt, oder sich doch aus weiten Entfernungen besonders nach denjenigen Gegenden hin zusammengezogen, wo große Schlachten geschlagen und in Folge dessen leider nur zu ausgedehnte Leichenfelder entstanden waren. Dies gilt vorzugsweise für die Umgegend von Metz und von Belfort.

Die älteste aufbewahrte Verordnung, welche die Vertilgung der Wölfe in das Auge faßt, stammt aus dem Jahre 1583. Nach derselben waren die Forstbeamten ermächtigt und verpflichtet, dreimal im Jahre zu geeigneten Zeiten große Wolfsjagden zu veranstalten und zur Hülfleistung bei denselben ein Mann aus jeder Feuerstelle mit Waffen und Hunden zu requiriren. Ordonnanzen vom Jahre 1600 und 1601, sowie Anordnungen des Staatsraths aus dem Jahre 1697 und 1698 bestimmten, daß die Wolfs-Oberjäger (*sergeants louvetiers*) jedes Jahr wenigstens viermal, oder so oft es nöthig erschiene, Jagden auf „Wölfe, Füchse und andere schädliche Thiere“ anzustellen hätten, oder darüber wachten, daß die zur Jagd Berechtigten dergleichen Treiben veranstalteten.

Eine Verordnung vom 19. Pluviose, an V (17. Februar 1797) bezieht sich zumeist auf die Staatswaldungen und die freien Felder und regelt die Jagden in administrativer Beziehung. Merkwürdig in dieser Verordnung ist, daß auch der friedliche und vorwiegend nützliche Dachs unter den schädlichen und zu vertilgenden Thieren namentlich aufgeführt wird! Durch Gesetz vom 10. Messidor, an V (28. Juni 1797) wurden Prämien für die Vertilgung der Wölfe festgesetzt, welche für eine tragende Wölfin 50 livres, für einen ausgewachsenen Wolf 40 und für jeden jungen Wolf 20 livres betragen. Die Erlegung eines Wolfes, welcher, toll oder

nicht, Menschen angegriffen hatte, sollte mit 150 livres belohnt werden. (Im Jahre 1818 wurden diese Prämien wesentlich herabgesetzt, auf 18, 12 und 6 Francs für das verschiedene Alter 2c.)

Das vorerwähnte Reglement des Marschall Berthier vom 1. Germinal, an XIII traf Bestimmungen über die Einrichtung der Wolfsjägerei. Die stattgehabte politische Reaction offenbart sich auch klar in diesem Reglement. Denn während die seit der Revolution bis dahin erlassenen Gesetze und Verordnungen fast durchweg einen revolutionären oder doch demokratischen Charakter trugen, tritt hier wieder das monarchische Selbstbewußtsein und ein unverkennbarer Hofton in den Vordergrund. Dem grand veneur (Oberjägermeister) wurde es vorbehalten, im ganzen Lande, wo und wieviel er für nöthig hielt, angesehene Personen zu dem Ehrenposten eines Wolfsjagdmeisters (lieutenant de louveterie) zu berufen. Diese Ernennungen mußten alle Jahre erneuert werden. Erst im Jahre 1852 entzog Napoleon III., welcher es bekanntlich aus naheliegenden Gründen für angemessen erachtete, die Präfekten mit der größtmöglichen Machtvollkommenheit zu bekleiden, dem Oberjägermeister die Befugniß der Ernennung dieser Wolfsjagdmeister, und übertrug sie auf die Präfekten, denen der Oberforstmeister (conservateur des forêts) die dazu erforderlichen Vorschläge zu machen hatte. Die geschöhenen Ernennungen waren aber sofort dem Finanzminister mitzutheilen.

Das betreffende Reglement ist, für die Materie, sehr ausführlich gehalten. Es bestimmt nicht allein die Befugnisse und Pflichten des Wolfsjagdmeisters, sondern es giebt auch ganz bestimmte Vorschriften, ja Belehrungen über die beste Art und Weise der Ausführung von Wolfsjagden, und bezeichnet die Uniform der Beamten. Dieses Ehrenamt ist mit nicht unerheblichen Kosten verbunden. Der Wolfsjagdmeister ist verpflichtet, auf seine Kosten eine Jagdausrüstung (équipement de chasse) zu unterhalten, welche aus mindestens

einem Biqueur, zwei Burschen für die Leitthunde, einem Burschen für die Laufhunde, 10 Laufhunden und 4 Leitthunden besteht. Sie haben ferner für die erforderlichen Fallen zc. zur Ausrottung der Wölfe, Füchse und anderer schädlicher Thiere, also auch Sauen, zu sorgen. Es werden Vorschriften gegeben über das Einkreisen der Wölfe, über die Ausführung der Treibjagden, und Vorsicht bei dem Freilassen der Hunde empfohlen, „denn,“ heißt es wörtlich, „man darf sich nicht einbilden, daß die Wölfe sich mit Gewalt treiben und vor die Schützen bringen lassen.“

So oft die Wolfsjagdmeister, conservateurs oder Präfecten es für nöthig erachten, sind Treibjagden zu veranstalten. Der Präfect ordnet die Jagden an, welche von dem Wolfsjagdmeister geleitet werden. Von jeder abgehaltenen Wolfsjagd ist der Minister des Innern in Kenntniß zu setzen. Wohl zur Belohnung für ihre Mühe und Kosten erhielten die Wolfsjagdmeister die Erlaubniß, wenn keine Wölfe vorhanden waren, um die Hunde in Athem zu erhalten, zweimal monatlich in den Staatsforsten ihres Bezirks Laufjagden auf Rehböcke, Sauen und Hasen abzuhalten. Ausgenommen davon sind nur diejenigen Staatswaldungen, in welchen die Jagd dem Staatsoberhaupt, den Prinzen oder einer anderen Person ausdrücklich verliehen worden ist. Durch Ordonnanz von 1832 wurde diese Ermächtigung übrigens auf die wilden Schweine beschränkt und durch eine solche vom Jahre 1845 an nur für die Zeit gestattet, in welcher die Jagd überhaupt offen war.

Bei den Wolfsjagden darf unter keiner Bedingung auf Hasen oder Rehe geschossen werden und auf Sauen nur dann, wenn sie sich den Hunden stellen.

Die fleidsame Uniform besteht in blauem Frack mit blauesamtnem gestickten Kragen, Aufschlägen und Wolfsknöpfen, gelber Hose und Weste, hohen Reiterstiefeln mit Sporen und aufgeträmpeltem französischen Gut mit goldener Quaste. Der silberne Hirschfänger steckt im gelben über dem Rock getragenen

Gürtel. Die Uniform der Biqueure ist ähnlich, aber weniger reich.

Im Principe sind die Wolfsjagdmeistereien von der deutschen Regierung als eine nützliche Einrichtung anerkannt worden, wenn auch bei der Umwandlung in deutsche Verhältnisse, man möchte sagen, der poetische Dufte von derselben abgestreift werden mußte. Man war durch den Augenschein zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Wolfsjägerweesen, sei es wegen unzugänglicher Zahl der Wolfsjagdmeister, sei es wegen ungenügender Jagdart, eine merkliche Vermehrung des Schwarzwildes und stellenweise auch der Wölfe nicht zu hindern vermochte, und beschloß daher, die Zahl der Wolfsjagdmeister zu vermehren und besonders die kaiserlichen Oberförster mit den Befugnissen derselben zu betrauen, um die Vertilgung der schädlichen Thiere in sachkundige Hände zu legen. Einige angesehene Landesangehörige, welche man ebenfalls für diese Ehrenposten in Aussicht genommen hatte, glaubten leider für jetzt noch sich ablehnend verhalten zu müssen. Das Halten einer Hundemeute und des sonstigen erwähnten Jagdapparats ist freilich den Oberförstern nicht zugemuthet worden und kann auch umsomehr davon abgesehen werden, als die Erfahrung es hinlänglich dargethan hat, daß bei rationell angestellten Treibjagden, bei Jagden mit wenigen guten Hunden, welche in der Regel von den Forstbeamten ohnehin gehalten werden, weit mehr Wild erlegt zu werden pflegt, als vor großen geräuschvollen Meuten und mit einem pomphaften Apparat. Uebrigens sind auch, vorläufig in einem Reviere des Oberelsaß, in welchem die Sauen besonders heimisch sind, einige gute Hunde auf Staatskosten angeschafft, mit welchen die Jagd von den Beamten erfolgreich betrieben wird. Auch wurden in mehreren Revieren Saufänge angelegt, welche bereits gute Dienste geleistet haben.

Durch die Uebertragung der Funktion als Wolfsjagdmeister ist einem großen Theile der im Reichslande angestellten Oberförster und Förster erst die Möglichkeit geworden, in den

ihnen anvertrauten Waldrevieren überhaupt ein Schießgewehr führen zu dürfen und doch ab und zu den von ihnen schmerz-lich entbehrten Freuden der Jagd obzuliegen. Für diejenigen Beamten, welche Staatsforsten unter sich haben, konnte zwar in dieser Hinsicht gesorgt werden, indem ihnen die Jagd in denselben ganz oder theilweise zur Administration überlassen wurde; wo jedoch der Beamte lediglich Kommunalforsten zu verwalten hat, blieb ihm bisher eine der freundlichsten Beschäftigungen des deutschen Forstmannes, welche so manchen vorzugsweise dazu bestimmte, seine Laufbahn zu ergreifen, vollständig verschlossen, da die Jagd in den Gemeindeforsten meistens gegen Summen verpachtet ist, welche der Beamte für sein Vergnügen nicht erübrigen kann.

Hoffen wir, daß das unverkennbar wachsende Vertrauen der Landesangehörigen zu der Regierung und ihren Organen, namentlich zu den Oberförstern, es in nicht allzu ferner Frist dahin bringen möge, daß die Gemeinden sich eine Ehre und eine Freude daraus machen, dem gewissenhaften Verwalter ihres bedeutendsten Vermögensobjectes die Jagd wenigstens in einem Theile der Waldungen gegen eine angemessene Entschädigung zu verpachten oder sie von demselben administrieren zu lassen.

Hoffen wir auch, daß die anderwärts zusammengehörigen Begriffe „Wald“ und „Wild“ nicht stets so getrennte und heterogene bleiben, als sie es für das Reichsland zur Zeit noch sind.

VIII.

Joseph Koehlin-Schlumberger.

Ein Fabrikantenleben aus dem Elsaß.

Die Geschichte eines Einzelnen ist oft auch die Geschichte einer ganzen Zeit. Dieser Einzelne braucht deshalb noch nicht ein Cäsar, ein Karl, ein Heinrich, Friedrich oder Napoleon zu sein. Es giebt auch Menschen, die in kleinem Kreise so groß gewesen sind, so Entscheidendes und Bleibendes gewirkt haben, daß ihr Name mit der Zeit, in welcher sie lebten, unauslöschlich verknüpft bleibt, und daß sie für ihre kleine Welt das gewesen sind, was jene Helden für die große Welt waren. Die schöne Pflicht der Forschung und der Geschichtschreibung ist es, die Namen dieser bevorzugten Geister auch im größeren und größten Kreise bekannt werden zu lassen, und der Mitwelt zur Freude, der Nachwelt zur Bewunderung und Nachahmung aufzubewahren.

Der Name des Mannes, dem wir die nachfolgenden Zeilen widmen wollen, mag der großen Menge in Deutschland unbekannt geblieben sein. Die Gelehrten, namentlich aber die Naturforscher, in Europa und über dem Meere, kennen ihn, und die seines engeren Vaterlandes, des Elsaßes, nennen ihn mit Stolz einen der Ihrigen.

So Bedeutendes aber Koehlin-Schlumberger auch für die Wissenschaft, namentlich die Geologie und die spezielle Kenntniß der Vogesen, geleistet hat, so sind seine Verdienste um die

Gebung der Industrie seiner Vaterstadt und des ganzen Elsasses fast noch größer, ebenso wie er als Beamter und als Mensch sich wahre und bleibende Verdienste zu erwerben wußte. Roechlin-Schlumberger hat den Beweis geliefert, daß die Liebe zu den Wissenschaften und die Beschäftigung mit denselben es durchaus nicht bedingt, sich allein und ausschließlich mit denselben zu beschäftigen. Nein, die Wissenschaft ist in Uebereinstimmung zu bringen mit allen Pflichten, welche das Leben an uns stellt, und die Beschäftigung mit ihr verlangt durchaus nicht das Aufgeben jedes anderen Interesses. Betrachte man das Studium wie eine Erholung, wie eine ernste Zerstreuung zur Ausfüllung der Mußestunden eines thätigen, auf den Broderwerb gerichteten Lebens, oder gebe man sich ihm ganz und gar hin mit allen seinen geistigen und körperlichen Kräften — es gewährt uns immer zu gleicher Zeit erhabene wie reine Freuden und Genüsse! Selbst aber dann, wenn die Verpflichtungen unserer Laufbahn uns in eine völlig andere Richtung zu treiben scheinen, wissen die starken, die begeisterten und lichtbedürftigen Seelen noch immer Mittel und Wege zu finden, zu den Fortschritten der Forschung in einer besonderen Weise beizutragen, und die Kenntnisse, welche für die Menschheit ein Gemeingut sind, weiter auszubreiten. Hiefür liefert das Leben und Wirken des Verfassers der „Géologie du Haut-Rhin“, Joseph Roechlin-Schlumbergers, den schönsten und sprechendsten Beweis.

Wir glauben den Lesern, nicht allein denen, welche sich besonders für das Reichsland interessiren, sondern allen, die an der Entwicklung eines schönen und fruchtbringenden Menschenlebens Freude finden, einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen eine kurze Lebensbeschreibung Roechlins bringen. Wir folgen dabei einer Notiz, welche ein anderer, noch junger, aber auch schon namhafter, elsässischer Gelehrter, Hr. Charles Grad aus Logelbach bei Colmar, der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Colmar über ihn geliefert hat, und welche im „Bulletin de la Société d'histoire naturelle de Colmar

1873 et 1874“ (Colmar, L. und L. de Decker) zum Abdruck gelangte.

Geboren in der Republik Mülhausen im Jahre 1796, erhielt Koechlin-Schlumberger seine Erziehung in der Schweiz, zu Yverdun, bei Pestalozzi. Seine damals noch sehr kleine, nur etwa 6000 Einwohner enthaltende Vaterstadt besaß zu jener Zeit nichts als eine einfache Volksschule. In Pestalozzi's Unterrichtsanstalt lehrte man weder Latein noch Griechisch. Lebende Sprachen, niedere Mathematik und Geographie waren die ausschließlichen Unterrichtsgegenstände. Was der Lehrer hauptsächlich beabsichtigte, war nicht eine Ueberladung des Gedächtnisses, sondern mehr eine Schärfung des Urtheils seiner Zöglinge durch geistige Uebungen, durch Beobachtung der Natur bei häufigen Fragen und zahlreichen Ausflügen in die Berge. Diese Art des Unterrichts ist für den ganzen Bildungs- und Lebensgang des mit scharfer Beobachtungsgabe begabten Koechlin-Schlumberger entscheidend gewesen. Als er, 15 Jahre alt, nach Hause zurückkehrte, fühlte der junge Mann selbst sehr wohl noch das Unzureichende seiner Bildung und bemühte sich die Lücken derselben auszufüllen, indem er mit großem Eifer Naturwissenschaften, Mechanik und Zeichnen betrieb. Ein kleines Laboratorium für chemische Versuche mußte er sich einzurichten, und an den damals noch sehr unvollkommenen Fabrik-Maschinen studirte er die angewandte Mechanik. Gleichzeitig trieb er Literatur, Musik und Gesang. Die Lectüre der großen französischen und deutschen Schriftsteller, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber sollte ihn schadlos halten für die Unkenntniß des klassischen Alterthums, welches ihm, aus Mangel an Kenntniß der alten Sprachen, verschlossen blieb. Mit Leidenschaft trieb er die Musik, und begeisterte sich wie die übrige damalige Jugend an den Gesängen, welche die Befreiung Griechenlands feierten und den Ruhm des Markos Bogaris verkündeten. Dies war zu Anfang dieses Jahrhunderts die Erziehung der Begründer der Großindustrie im Elsaß.

Unter dem Antriebe dieser auserwählten Geister nahm die Industrie des Landes einen großartigen Aufschwung. Früher fabricirten die Handwerker der kleinen Republik Mülhausen höchstens einige Sorten groben Tuches, welches von den Landeuten der Umgegend gesucht war. Doch scheint diese Industrie bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts geblüht und sich ausgebreitet zu haben, denn eine Partei in der Stadt, aus Furcht die Tuchmacher möchten auf Kosten des Ansehens der übrigen Bürger zu viel Einfluß gewinnen, forderte von dem Magistrat ein Edikt, welches die Zahl der in jeder Werkstätte zu fabricirenden Stücke Tuches beschränken sollte. Dieses Edikt erging wirklich im Jahre 1750. Natürlich aber gab es zu sehr zahlreichen Uebertretungen Veranlassung, zumal die Strafe bei der Entdeckung nur gering war und in keinem Verhältniß zu den erzielten Vorteilen stand. Ganz ähnliche Hindernisse stellten sich dem Aufblühen der ersten Kattunfabriken entgegen, welche in derselben Zeit entstanden. Die Bevölkerung sah in dem wachsenden Erfolge dieser Fabriken eine Gefahr für den Staat, da die Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit ihr als erste Pflicht galt. Spießbürgertum und tausend verletzete Eitelkeiten verschworen sich, um diese Industrie nicht in die Höhe kommen zu lassen. Ueberlieferungen, Gewohnheiten, augenblickliche Interessen, Alles wurde zu Waffen verwendet, so daß sie sicherlich unterlegen wäre, wenn sie weniger Lebenskraft besessen hätte. Unter anderen Einschränkungen durften z. B. Lokalitäten, in denen früher andere Fabrikzweige betrieben worden waren, insbesondere Mühlen und Walkmühlen, von der neuen Industrie nicht benützt werden. Werkstätten für die Malerei durften nur in solcher Ausdehnung angelegt werden, daß der Taglohn für andere Zweige des Handwerks dadurch nicht in die Höhe geschraubt wurde. Das ist noch nicht Alles. Man ging so weit, der sich entwickelnden Industrie der Zeugdruckerei den Beistand auswärtiger Plätze zu entziehen. Strenge Strafen bedrohten den Fabrikanten, welcher seine Betriebsmittel durch

Anleihen im Auslande zu vergrößern gedachte. Endlich, um den harten Maßregeln die Krone aufzusetzen, wurde eine hohe Abgabe nicht auf den Gewinn, sondern auf den Brutto-Ertrag dieses als sehr schädlich betrachteten Gewerbes gelegt. Mit einem Worte, die Republik Mülhausen wollte in den durch die Zeit geheiligten politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen abgeschlossen für sich bleiben, und es verschloß der Rattundruckerei im Jahre 1746 ebenso hartnäckig ihre Thore, wie 1674 dem sonst überall siegreichen Lurenne!

Ungeachtet so vieler thörichten einschränkenden Bestimmungen bewahrte die kleine Republik immer noch eine verhältnißmäßige Freiheit, und wurde die Handarbeit daselbst besser bezahlt als in vielen anderen Städten. Es gab dort keine Dienstbarkeit wie anderwärts, und der Geist der Unabhängigkeit hatte viel zu starke Wurzeln geschlagen, um allen die Freiheit der Arbeit beschränkenden Bestimmungen nicht Troß zu bieten. Wenn die Stadtbehörde sich Allem widersetzte, was von außen kam, wußte das Genie der jungen Bürger ihren Widerstand zu brechen. „Schmalzer“ führte von Holland das Verfahren bei der Fabrikation von gedrucktem Rattun ein, und legte die erste derartige Fabrik an unter Mitwirkung von J. H. Dollfus und Samuel Koechlin, dem Großvater von Koechlin-Schlumberger. Schon 15 Jahre später brachte Mülhausen jährlich 30,000 Stück Rattun à 16 Ellen in den Handel. Der bedeutende Gewinn ließ bald mehr Fabriken entstehen und lockte auch die Gelder der Baseler Bankiers an, trotz der entgegenstehenden Bestimmungen. Uebrigens wurde die Fabrikation auch durch den Umstand begünstigt, daß das Wasser der nördlich von Mülhausen sich mit der Ill vereinigenden Doller ganz besonders zu Färbeprozeduren geeignet ist. Bald warfen sich Leute von jeder Profession, Goldschmiede, Bäcker, Apotheker zc., auf dieses lohnendere Gewerbe, und schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Mülhausen selbst 15 Fabriken von „Indienne“, ohne die vielen Hilfsfabriken in den Vogesen-

Thälern zu rechnen. Das einzige ernste Hinderniß drohte dieser Industrie durch die Steuergesetze in Frankreich, dem Hauptmarkte für ihre Artikel. Fast verloren schien die Sache, als im Jahre 1785, auf Betrieb der privilegierten indischen Gesellschaft, die Einfuhr der Mülhauser Baumwollenartikel in Frankreich ganz verboten wurde. Dieses Verbot freilich wurde wieder aufgehoben, aber nur um einer Steuer von 95 Franken für den Centner der nach Frankreich eingeführten Waare Platz zu machen.

Die Franzosen betonen so gern die politischen Sympathien, welche Mülhausen ihnen in die Arme geführt haben. Unparteiische, ja selbst Feinde der heutigen Ordnung der Dinge im Elfaß, müssen jedoch eingestehen, daß es hauptsächlich das Handelsinteresse war, was Mülhausen dazu veranlaßte, im Jahre 1797 die Einverleibung in die französische Republik zu beantragen, welche 1798 durchgeführt wurde. Dieses Factum sollte unserer heutigen deutschen Verwaltung zu denken geben.

Der Aufschwung, welchen die Fabrikation der gedruckten Rattune nahm, ließ sehr bald auch daran denken, die dazu erforderlichen Gewebe im Lande selbst zu verfertigen, sowie auch Spinnereien anzulegen, um selbst zu produziren, was in früherer Zeit fast ausnahmslos aus der Schweiz kam. Die erste Baumwollenspinnerei entstand in Wesserling, einem tief im St. Amarin-Thale (Vogesen) gelegenen Dertchen mit bedeutender Wasserkraft; die erste mechanische Weberei im Städtchen Sennheim, am Eingange zu dem genannten Thale. Beide Fabriken, besonders aber die erstere, prosperirten so, daß ihre Besitzer heute zu den reichsten Leuten im ganzen Lande gezählt werden können. Unser Joseph Koechlin begann mit der Spinnerei. Von 1818—1822 leitete er eine solche Fabrik in Sulzmatt, siedelte jedoch bald nach Mülhausen über, um daselbst eine für damalige Zeiten außerordentlich große und bedeutende Fabrik zu gründen und blühen zu machen. Heutzutage hat dies keine Schwierigkeit mehr, Dank der Menge

geübter Ingenieure, verbesserter Maschinen und Maschinenwerkstätten. Vor 50 Jahren war es anders. Damals mußte man diese Maschinen von England kommen lassen, und zwar in einzelnen Stücken, weil dort ein Ausfuhrverbot fertiger Maschinen bestand. Die Stücke wurden dann, so gut es ging, zusammengesetzt, die fehlenden dazu gemacht, die Transmissionen in der einen, die Verzahnungen in einer anderen Werkstatt bestellt, und so ward eine Bewegung geschaffen, deren Kraft und Leistung nur noch sehr mangelhaft bekannt war. Unter solchen Umständen etwas zu Stande zu bringen, erfordert unablässige Arbeit, und besondere geistige Begabung. Koechlin war dem Werke gewachsen, und leistete so Bemerkenswerthes, daß ihn einer der Chefs des Hauses zum Compagnon machte und ihm seine Tochter zur Ehe gab. Seit dieser Zeit führte er den Namen Koechlin-Schlumberger, wie die Zulegung auch des Namens der Frau in Mülhausen, sowie in der ganzen Schweiz Sitte ist. Kurz darauf legte Koechlin eine großartige Rattendruckerei an, welche bald zu einer der blühendsten im ganzen Elsaß wurde.

Etwa zur selben Zeit entstand in den Köpfen einiger der vorzüglichsten Vertreter elsässischer Industrie, namentlich in dem unseres Koechlin, der Gedanke, eine Gesellschaft zu bilden, die zur gemeinsamen Erforschung der Mittel dienen sollte, durch welche die Industrie und das Kunstgewerbe im Elsaß zu heben und weiter auszubilden seien. So entstand die „Société industrielle“ von Mülhausen, die noch heute besteht, hochberühmt ist und allen Zweigen der Industrie des Landes die außerordentlichsten Dienste leistete und leistet. Aber außer den Ermuthigungen, welche aus der Mitte derselben den technischen und wissenschaftlichen Untersuchungen für die Verbesserung der Produkte und Maschinen jeder Art zutheil wurden, hat sich diese Gesellschaft noch Ansprüche höherer und unvergeßlicher Art auf die öffentliche Dankbarkeit erworben durch Verbesserung des Arbeiterlooses. Weder im übrigen Deutschland, noch in England, noch sonst irgendwo ist so viel

geschehen zur Verbesserung der materiellen Lage, sowie zu einer menschenwürdigen Erziehung und Ausbildung des Arbeiters! Es ist hierzulande allgemein bekannt, daß die meisten auf diesen Zweck hinielenden Maßregeln der Regierung nur aus der Initiative und dem Drängen dieser Gesellschaft hervorgegangen sind. Ein besonderes Comité beschäftigt sich allein mit den Arbeiterfragen; die Verbesserung der Wohnungen, das Gesetz über die Beschäftigung der Kinder wurden erst hier geprüft, ehe die Behörden diese Dinge in Angriff nahmen. Besorgt um das Schicksal der Menschen, die sie nicht als bloße Maschinen betrachteten, haben die Mitglieder dieser edelmütigen und aufgeklärten Gesellschaft es für die Pflicht und das Interesse der Fabrikanten erkärt: der moralischen und materiellen Lage der Arbeiter in der ausgiebigsten und zweckentsprechendsten Weise zu Hülfe zu kommen. Mit der Neigung zum Wohlthun verbinden diese Herren übrigens auch die anderen zur Erreichung des Zwecks erforderlichen Eigenschaften: so volles Verständniß für die Sache, feinen Geschmack, richtige Berechnung, Vorsicht ohne Aengstlichkeit und Ausdauer zur Durchführung des einmal für richtig Erkannten. Die Eifersüchteleien, welche zur Gegnerschaft führen, sind hier fast unbekannt. Hoch gebildet und durch die Gesellschaft mehr und mehr angeregt, lieben und kultiviren sie die Wissenschaft und ermutigen sie durch Belohnungen, besonders wenn es sich um die Ausbildung ihrer Kunst handelt.

Unter den Gründern und Förderern der industriellen Gesellschaft stand neben Dollfus-Auffet, einem der hervorragendsten Fabrikanten und Geologen, namentlich Gletscherkundigen von europäischem Ruf, unser Roechlin-Schlumberger obenan. Auch Roechlin hat sich mit der Pflege der Wissenschaften befaßt und Ausgezeichnetes darin geleistet. Man verdankt ihm wichtige Erfindungen in dem Maschinenwesen, besonders ein Instrument zur Ermittlung der in den Ofen während des Brandes eindringenden atmosphärischen Luft; eine neue Theorie über die Erbauung von Dampfshornsteinen,

über die Anwendung des Barometers, um die Dampfspannung in den Hochdruckmaschinen zu messen — seine Hauptliebhaberei war und blieb aber doch bis an sein Lebensende die Geologie, und wir werden auf seine Leistungen in dieser Wissenschaft noch mit einigen Worten zurückzukommen haben.

Auch die Industrie des Elsasses wurde hauptsächlich durch sein Verdienst völlig umgestaltet. Er war einer der Ersten, welche die sogenannten Indienne=Stoffe fabrizirten, der die „Chalys“ und leichten Seidenstoffe bedruckte und die halb und ganz wollenen Stoffe herstellte, welche allmählich die bedruckten Rattune fast ganz verdrängten.

Seinem Fleiß, seinem Geschick, seiner reichen Begabung konnte es nicht fehlen. Alle seine Unternehmungen glückten, so daß er ein bedeutendes, man kann sagen fürstliches, Vermögen erwarb. Dennoch hat er nie sein Herz daran gehängt, nie das Geldgewinnen als die Hauptsache und den Hauptzweck betrachtet. Uebrigens beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten ebenso wie die eigenen, wie dies bei einem so ausgezeichneten Menschen auch gar nicht anders sein konnte. Als Maire von Mülhausen und Mitglied des Generalraths gab er stets neue Beweise von seiner Uneigennützigkeit und seiner Sorge um das öffentliche Wohl. In den Unglückszeiten, bei einem Aufstand im Jahre 1847, wegen der Theuerung des Brodes und während der Einrichtung von Nationalwerkstätten nach der Februar-Revolution 1848, trat er mit Festigkeit und männlichem Muth den Unruhestiftern und Verführten entgegen. Während diese Nationalwerkstätten in Paris auch nicht ein einziges wohlthätiges Resultat herbeiführten, benutzte die Stadt Mülhausen die günstige Gelegenheit, ein sehr nützlichcs Werk, nämlich einen großen Abzugskanal, herstellen zu lassen, und Roehlin-Schlumberger war wieder die Seele und der Leiter des Unternehmens. Mit großer Unparteilichkeit erfüllte er seine Pflichten, ohne nach Glauben, Parteistandpunkt oder politischer Meinung zu fragen. Fehlten die Mittel zur Herstellung eines nothwendigen oder gemeinnützigen Werkes, so

ging er seinen Mitbürgern durch Zeichnung stets sehr erheblicher Beiträge voran, und so hat Mülhausen, ohne jede weitere Hilfsquelle als die, welche Steuern einbrachten, eine Reihe von Monumenten, öffentlichen Gebäuden, Kirchen, sein Theater, Museum, öffentliche Gärten, ganz besonders aber seine Schulen und Fortbildungsinstitute geschaffen, auf welche es mit Recht stolz sein kann.

Es ist oben angedeutet worden, mit welchen Schwierigkeiten die Menschen zu Anfang dieses Jahrhunderts zu kämpfen hatten, um etwas Tüchtiges zu lernen. Keine Fachschulen bestanden, nicht einmal höhere Bürgerschulen. Wer mehr als die elementare Lese- und Schreibekunst lernen wollte, mußte die Gelegenheit dazu anderswo suchen. Wie hat sich dieser Zustand seitdem geändert! Die Industriellen Mülhausens haben sich mit Pflanzstätten von Bildung jeder Art umgeben, die sie selbst in ihrer Jugend schmerzlich vermißt hatten. Mehr als Alle begriff Koechlin-Schlumberger die Wichtigkeit dieser Einrichtungen und wandte denselben seine größte Sorgfalt zu. Unter seiner Verwaltung wurden die Kinderbewahranstalten verdoppelt, die Volksschulen vergrößert. Ihm dankt Mülhausen die Errichtung einer Gewerbeschule, einer Unterrichtsanstalt für sämtliche Zweige der Industrie, und diese Schule erhielt bald einen solchen Ruf, daß junge Leute aus allen Weltgegenden sie benutzten. Er hat die höhere Schule der exakten Wissenschaften geschaffen, in welcher Chemiker, Ingenieure und Zeichner einen hohen Grad der Ausbildung erhalten. Er rief die Spinn- und Webeschulen in das Leben und stattete sie mit Modellen und Maschinen aus, um praktische Anschauung mit der Theorie zu verbinden. Dank der stets bereiten Hilfe und Unterstützung, die er bei den übrigen Leitern der Industrie fand, hat der Maire Koechlin-Schlumberger den Jugendunterricht in der Stadt auf die höchstmögliche Stufe gebracht und durch Errichtung von Volksbibliotheken auch für die geistigen Bedürfnisse der der Schule entwachsenen Arbeiter gesorgt. Gern erkennen wir so

hochherzige Werke ihrem ganzen Werthe nach an, und drücken den Wunsch aus, daß die Jugend ihre Dankbarkeit beweisen möge, indem sie den ausgiebigsten Gebrauch von diesen Einrichtungen macht, und erkennen lernt, daß die Wohlfahrt eines Landes abhängt von der durch die Wissenschaft aufgeklärten Arbeit in Verbindung mit thatfächlicher Pflichterfüllung.

Man wird zugestehen, daß schon eine besondere Begabung und Arbeitskraft dazu gehören, neben der Leitung eines bedeutenden, in viele Zweige sich theilenden und an verschiedenen Stellen befindlichen Fabrikgeschäftes mit Hunderten oder gar Tausenden von Arbeitern, neben dem emsigen Studium der einschlägigen Natur- und technischen Wissenschaften und den nothwendigen Neuerungen und Vereinfachungen, auch Verschönerungen und Abwechslungen, wie sie gerade ein solches Fabrikat bedingt — neben allen diesen stets neue Ansprüche an den Geist und die Arbeitskraft eines Einzelnen stellenden Geschäften noch öffentliche Aemter zu bekleiden, und besonders als Chef die Interessen eines sich außerordentlich schnell vergrößernden und der überwiegenden Mehrzahl nach aus Elementen, die als unruhig und schwer zu zügeln gelten, aus Arbeitern, bestehenden Gemeinwesens wahrzunehmen und zu vertreten. Koechlin-Schlumberger wußte indessen außer alledem noch ein Feld zu bebauen und demselben Früchte abzugewinnen, welche Leuten, die sich lediglich nur diesem gewidmet hätten, zur Ehre gereichen würden.

Der Industrielle und Maire war auch ein recht bedeutender Geologe. Besonders zwei Veröffentlichungen von ihm sind bemerkenswerth, die „geologische Karte vom Departement des Oberrheins“ und die „Beschreibung des Uebergangsgebirges der Vogesen“. Die letztere ist eine ausführliche und sehr vollständige Monographie mit einer Reihe auf die Theorie der Metamorphose der Gesteine gestützter Beobachtungen. An der geologischen Karte, welche eben so wichtig für die Praxis ist, als sie wissenschaftlichen Werth besitzt, hat Koechlin-Schlumberger volle 15 Jahre gearbeitet. Er konnte sie zwar vor seinem zu

früh erfolgten Tode noch vollenden, mußte ihre Herausgabe aber einem Freunde, Hrn. Joseph Delbos, sowie seiner ausgezeichneten Wittve überlassen. Die letztere hat stets mit dem hervorragendsten Interesse die Studien ihres Mannes getheilt, während die meisten andern Damen comme il faut — ich lasse Hrn. Charles Grad sprechen — kaum Zeit genug finden, um sich mit der wichtigen Frage eines Kleiderschnittes zu beschäftigen, oder über die Annehmlichkeiten des Chignon zu reden!

Wer die Geologie des Elsasses kennt, weiß, wie schwierig und zeitraubend es ist, eine genaue Karte von demselben zu fertigen. Nur wenige Gegenden bieten gleich große Verschiedenheiten des Terrains und der Formation. Schritt für Schritt durchwanderte Koechlin-Schlumberger das Land, von einem Winkel zum andern, um den Bau, die Lagerung, die Schichtungen der Felsen zu studiren und sodann die entnommenen Proben in seinem Laboratorium zu analysiren. Die von ihm zusammengestellte Mineraliensammlung ist die vollständigste und lehrreichste. Zur Vergleichung der Vogesen-Gebirgsformation mit anderen Gebirgen auf der Erdoberfläche unternahm er häufige und größere Reisen nach Frankreich, der Schweiz, England, Deutschland und Italien. Mit den berühmtesten Geologen Europa's stand er in fast ununterbrochenem Verkehr, wie mit Leopold v. Buch, Elie de Beaumont, den Schweizern Heer und Studer, den Deutschen v. Quenstedt, v. Meyer, Döppel und vielen Andern. Nach unendlichen Mühen und Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten hatte er endlich sein Werk, die Karte, sowie zwei Bände Beschreibung — mit Sachregister, jeder über 500 Seiten stark — im Manuscripte fertig, als ihn am 25. October 1863 der Tod ereilte, nachdem er schon zwei Jahre an einer im Dienste der Wissenschaft geholten Krankheit gelitten hatte. Die Herausgabe desselben, auf Kosten des Generalraths, resp. des Departements, im Jahre 1866/67 fiel, wie schon angeführt, seiner Wittve und seinem Freunde anheim. Eine ganz ähnliche Karte v. von dem Departement des Niederrheins und dem der Vogesen

war schon seit längerer Zeit veröffentlicht, so daß mit Roehlin-Schlumbergers Arbeit ein bedeutendes und wichtiges Werk seinen vollständigen Abschluß fand. Daß dasselbe immer noch einige Lücken zeigt, ja sogar mehrere Unrichtigkeiten enthält, darüber kann sich nur Derjenige wundern, der keinen Begriff von einer so umfassenden und außerordentlich schwierigen Arbeit hat. Die jüngere Generation, namentlich aber unser Gewährsmann, Hr. Charles Grad — auch ein Industrieller des Ober-Elffasses — ist berufen, die vorhandenen Mängel aufzuspüren, zu verbessern und zu berichtigen, um die früher oder später nothwendig werdende neue Auflage ganz fehlerfrei werden zu lassen.

Es ist hier nicht der Ort auf die Werke und die wissenschaftliche Bedeutung Roehlin-Schlumbergers noch näher einzugehen. Für unsere Absicht, die Leser auch in weitesten Kreisen mit einem ausgezeichneten Manne, einem einfachen Fabrikanten bekannt zu machen, haben wir genug gesagt. Wir glauben darin nur eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir die Bekanntschaft der Deutschen mit ausgezeichneten, im Reichslande geborenen Mitbürgern vermitteln, und behalten uns vor, gelegentlich auf einen gleich ausgezeichneten zurückzukommen.

IX.

Daniel Dollfus.

Zwischen dem Matterhorn und dem Breithorn in der Monte Rosafette senken sich die riesigen Berge zu einem Pässe herunter, welcher von dem Thale der Visp bei Zermatt hinüber nach dem Piemontesischen führt. Zu beiden Seiten dieser immerhin noch 10,000 Fuß hohen Einsenkung, die man den St. Theodulpasß nennt, ziehen sich kolossale Gletscher in die Thäler hinab, und auf einem der benachbarten Gipfel, unter Felsentrümmern, welche die Stürme stets rein fegen und die aus dem Nebelmeere auftauchen, wie Klippen im Eismeer, befindet sich eine Hütte, welche der Wanderer mit Staunen, auch wohl mit einigem Grauen, vor sich liegen sieht. Unser Führer, ein intelligenter Mensch aus Meyringen, den wir für längere Zeit angenommen hatten, weist lächelnd auf diese Hütte hin und erzählt uns, daß in dieser grenzenlosen Einöde und unwirthlichen Gegend, welche trotz des leidlich guten, aber selbst im Juli eisig-kalten Wetters zu durchschreiten wir uns beeilen, zwei seiner Freunde, ebenfalls Führer aus Meyringen, dreizehn Monate hintereinander gehaust hätten, ohne während dieser langen Zeit viel andere Gesichter als die eigenen und das eines dritten Genossen gesehen zu haben! Die beiden Meyringer hatten im Jahre 1864 einen hochgewachsenen alten Herrn mit langem weißen Barte zum ersten Male dorthin

geführt. Der Platz gefiel dem Reisenden so wohl, daß er noch in demselben Jahre die genannte Hütte aus Felsstücken aufführen ließ, sie im Innern verhältnißmäßig bequem ausstattete und dann im Juli 1865 wiederkehrte, um die inzwischen durch klingende Ueberredung dazu gewonnenen Miethsleute in dieselbe einzuführen.

Dieser alte Herr war der fast in der ganzen Schweiz bei Führern und Bergbewohnern — weniger in den großen Hotels — unter dem Namen „Papa Gletscherdollfus“ bekannte Naturforscher Daniel Dollfus-Auffet, aus Mülhausen im Elsaß, dessen Leben und Wirken wir hier mit Benutzung einer Notiz des Hrn. Charles Grad mittheilen wollen.

Bevor wir jedoch unsere Aufmerksamkeit dem Gelehrten zuwenden, müssen wir den bedeutenden Industriellen flüchtig auf seinem Lebenswege begleiten.

Daniel Dollfus wurde geboren zu Mülhausen im Jahre 1797 und gehörte zu einer jener großen industriellen Familien, denen die Stadt Mülhausen ihr Gedeihen und ihren Glanz verdankt. Zu jener Zeit war die Bedeutung der Stadt noch keineswegs die heutige. Seit alter Zeit mit der schweizer Eidgenossenschaft verbunden, hatte die Stadt soeben ihre Vereinigung mit der französischen Republik nachgesucht, die aufblühende Industrie den Zollschranken zu entziehen, welche ihre Entwicklung unmöglich machten. Die Stadt hatte kaum 6000 Einwohner, eine Zahl, welche sich in nicht ganz einem Jahrhunderte verzehnfacht hat. Da die Verbindungen mit der Schweiz, trotz der politischen Trennung, Bestand hatten, und da Mülhausen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch nicht annäherungsweise die Bildungsmittel besaß, welche heute sein Stolz sind, so wurde der junge Dollfus zur Ausbildung auf die Kantonschule zu Narau geschickt. Einige Jahre später, 1814 und 1815, studirte er in Paris Chemie und Physik unter Leitung des Chemikers Chevreul, zu einer Zeit, wo dieser ausgezeichnete Lehrer seine Studien über die Zusammensetzung und das Wesen der Farben erst begann,

Untersuchungen, welche der jetzt hochbetagte Greis durch sein ganzes Leben fortgeführt und in welchen er brillante Erfolge aufzuweisen hat.

Neunzehn Jahre alt wurde der junge Student nach Hause zurückgerufen, um sich von seinem kränkenden Vater die Leitung einer Fabrik, Rattundruckerei, übergeben zu lassen. In einem so jugendlichen Alter und mit einer noch keineswegs abgeschlossenen Bildung zu einem so bedeutenden Wirkungskreise berufen zu werden, konnte sein Mißliches haben. Unseren Dollfus jedoch trieb es um so mehr an, die selbst wohl gefühlten Lücken in seiner Ausbildung zu ergänzen und mit theoretischen Studien praktische Untersuchungen zu verbinden. Ein hervorragender Antheil an den allmählich bewirkten Verbesserungen beim Druck kommt Dollfus zu und seinen Anstrengungen, sowie denen einiger anderer ausgezeichnete Zeit- und Fachgenossen, hat die Industrie Müllhausens und des Elsaß ihre große Ueberlegenheit über die andern Länder zu danken. Namentlich führte Dollfus zuerst das Verfahren ein die Gewebe durch Anwendung von Kalkmilch zu bleichen, ferner die Verwendung der blausauren Pottaschensalze zum Bedrucken, sowie die Dampfwäsche und Färberei. Später construirte er ein Gestell zum Aufhängen der Zeuge, behufs Sättigung derselben mit Säuren und zur Vorbereitung derselben die Weize am vollständigsten aufzunehmen, und gleichzeitig veröffentlichte er werthvolle Untersuchungen über den Einfluß der Naturerscheinungen, wie Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, Wolken, Thau u. s. w., auf die Fabrikation.

Die im Elsaß auf eine so hohe Stufe der Vollendung gelangte Kunst des Bedruckens der Kleiderstoffe ist jedoch nicht im Lande selbst erfunden worden. Die Entdeckung des entsprechenden Verfahrens fand in der Schweiz — wahrscheinlicher in Deutschland — statt; Genaueres ließ sich darüber nicht ermitteln. Eine größere Menge Werkmeister, die das Verfahren kannten und einführten, strömten aus Deutschland

und der Schweiz nach Mülhausen. Die erste Indiennefabrik wurde hieselbst im Jahre 1746 angelegt und gedieh vortreflich, da die Arbeiter die so werthvollen Eigenschaften der Geduld, des Fleißes und der Ausdauer mitbrachten und den guten Geschmack, durch scanzösische Gehülfsen vertreten, vorfanden. Es bedurfte überhaupt Frankreichs, um die Industrie zu ihrer Vollendung kommen zu lassen, da die Gabe der Erfindung, die Kunstfertigkeit, die Eigenthümlichkeit und Eleganz der Muster, die Harmonie der Figuren und Farben vorzugsweise die Begabung dieser Nation ausmachten und noch heute ausmachen. Den Verlauf dieser Vervollkommnungen zu beschreiben, würde zu weit führen. Anfangs waren es nur rohe Zeichnungen, welche mit der Hand auf ordinäres Gewebe aufgetragen wurden. Allmählich werden diese Stoffe feiner und feiner, bis zur Durchsichtigkeit und die Zeichnungen gewinnen stets an Mannigfaltigkeit und Schönheit. Zuerst druckt man nur mit einer, höchstens zwei Farben, welche mittelst Lack und Siccativ aufgetragen werden; später kommt die Beize dazu, das Citweiß, die Eisensalze, Zinksalze, Mangan und eine ganze Reihe neuer Farben werden auf die Stoffe gezaubert, theils direkt, theils durch Reagentien. Es giebt nur noch sehr wenige Farbennüancen, welche man heutzutage nicht mit der erforderlichen Echtheit auf die Stoffe übertragen könnte, und die Erfindungen sind ja noch nicht abgeschlossen! In dem Mechanischen fand ein gleicher Fortschritt statt. Zuerst trug man die Farben mit dem Pinsel auf, wie ungleich und mit welcher Langsamkeit, wird man begreifen — sodann kamen die Handstempel zur Anwendung, endlich die kupfernen Walzen, auf welche das Muster gestochen ist und die in ihrer Umdrehung mit mathematischer Genauigkeit nacheinander die sechs oder sieben Farben auf den Stoff übertragen, die man ihm verleihen will. Die Bleiche, welche auf den Wiesen drei Monate dauerte, wird jetzt in drei Tagen bewirkt; zu all und jedem besitzt man heute Maschinen, welche Menschenkräfte ersparen und die

Arbeit viel genauer, billiger und schneller machen als früher. Dies sind in kurzen Zügen alle die Verbesserungen, die erforderlich waren, zur Herstellung der Jaquonnets, Piqués, Mouffelines, welche die Schaufenster zieren und uns in jedem Jahre neue Ueberraschungen bereiten. Das Elsaß kann mit gutem Recht den Haupttruhm bei diesem außerordentlichen Aufschwung der Industrie für sich in Anspruch nehmen. Hier ging man voran, erreichte das Höchste und findet sich durch die Industrie keines Landes übertroffen.

Die Vorzüglichkeit der Producte ist aber auch für die elsässische Industrie eine Lebensfrage. Sehr weit entfernt von dem Markte für die Rohstoffe, sowie mit großen Schwierigkeiten beim Absatze der fertigen Waare kämpfend, nach den meisten Ländern hin mit schweren Eingangszöllen belastet, kann das Elsaß nicht so wohlfeil produciren als beispielsweise England und hat daher seinen Vortheil nicht in der Masse, sondern in der Güte der Waare zu suchen. Dies haben die Schöpfer der Industrie in Mülhausen sehr bald begriffen. Sie bemühten sich daher, sich einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und einen Halt zu verschaffen, eine Station für die fortwährende Verbesserung des Verfahrens und die Prüfung aller neuen, das Gebiet der Industrie berührenden Erfindungen. Zu diesem Zwecke wurde die Société industrielle von Mülhausen in das Leben gerufen, zu deren Gründern unser Daniel Dollfus mit zweien seiner Brüder gehörte. Einer derselben war lange Zeit Präsident dieser Gesellschaft, der andere erwarb sich besondere Verdienste um die Einrichtung der Arbeiterwohnungen. Dank den Begründern und Mitgliedern, wurde die junge Gesellschaft nicht ein Gegenstand der Liebhaberei oder der Schauplatz kleinlicher Eitelkeiten, sondern ein außerordentliches Hilfsmittel für die industrielle Fortbildung. Die kleinen Fabrikgeheimnisse, welche man anderswo sehr verborgen hält, werden seit vierzig Jahren und länger in den Sitzungen der Gesellschaft besprochen, in ihren Jahresschriften veröffentlicht, verbreitet, genau

beschrieben und durch Zeichnungen erläutert, ohne daß irgend ein Mitglied auch nur je diese großartige Erfüllung seiner Bürgerpflicht zu bereuen gehabt hätte. Man appellirte an die hochherzigen Gefühle, erhob auf diese Weise die Menschen, diente den allgemeinen Interessen und bewies auf's Neue, daß die größte Klugheit in der Offenheit besteht.

Auf solche Weise gedieh die Schöpfung unseres Daniel Dollfus und seiner Freunde in einer solchen Weise, daß sie jetzt nur ihres Gleichen findet in der Société d'encouragement zu Paris. Mit den Beiträgen ihrer Mitglieder verbanden sich großartige Schenkungen, welche wissenschaftliche Unternehmungen jeder Art erleichterten oder ermöglichten. Es ist jetzt nicht allein möglich, alle neuen Erfindungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, sondern aus dem Schooße der Gesellschaft sind eine Menge, oft sehr wichtiger Entdeckungen hervorgegangen, in Folge Aussetzung ansehnlicher Preise und Belohnungen für gelöste Probleme. Nicht allein Chemie und Mechanik beschäftigt die Mitglieder, auch die Naturwissenschaften, der Ackerbau, die Nationalökonomie und besonders die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen fanden und finden eine genügende Berücksichtigung bei den Arbeiten dieser vorzüglichen Gesellschaft.

Bei Daniel Dollfus, wie bei seinem Freunde und Mitbürger, Joseph Roehlin-Schlumberger, dem Verfasser der „geologischen Karte des Oberrheins“ und einem der thätigsten Mitglieder der „geologischen Gesellschaft von Frankreich“, füllte die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nur die Stunden der Muße aus, welche die Thätigkeit in der Fabrik und für die Fabrik ihnen ließ. Und doch, wie nutzbringend sind diese Mußestunden für diese Wissenschaft geworden! Diese energischen und unermüdblichen Männer, für welche die Muße nur in einem Wechsel der Arbeit bestand, wußten so schöne und glänzende Erfolge zu erringen, wie solche nicht alle Diejenigen aufzuweisen vermögen, welche wissenschaftliche Arbeiten zu ihrem Lebensberuf gemacht haben. Dabei kam

ihnen freilich der Wohlstand zu statten, den ihnen die Industrie gewährte. Dieser setzte sie nicht allein in den Stand, selbst kostspielige Untersuchungen, Reisen u. s. w. anzustellen, sondern ermöglichte es ihnen auch, materiell weniger begünstigte Forscher von Begabung so reichlich zu unterstützen, daß diese, von Sorgen befreit, sich ganz ihrem Werke widmen konnten. Dollfus betrachtete es als ein großes Glück, einen Theil seines Vermögens der Wissenschaft opfern zu können. Nachdem er beträchtliche Summen, welche sich nach hundert Tausenden von Franken beziffern, auf das Studium der Gletscher verwendet, ein Studium, welches er stets mit besonderer Liebhaberei betrieb, nachdem er die industrielle Gesellschaft Mülhousens und die geologische Gesellschaft Frankreichs reichlichst bedacht, hinterließ er bei seinem Tode noch ein bedeutendes Vermächtniß zur Errichtung eines meteorologischen Observatoriums in seiner Vaterstadt und eines Laboratoriums mit vorzüglichen Sammlungen für das Studium aller Fragen, welche sich auf die Fabrikation bedruckter Gewebe beziehen.

Wir kommen jetzt zu dem Geologen und Gletscherforscher Dollfus.

Unter den neueren Fortschritten der Geologie ist die Gletscherkunde einer der wichtigsten, wegen des Lichtes, welches sie auf die letzten Phasen der Entstehung der Erdoberfläche wirft, sowie wegen des Interesses, welches die Erforschung ganz neuer Erscheinungen in uns hervorruft. Dieses Studium ist noch nicht so alt, wie unser jetziges Jahrhundert. Vor 61 Jahren, im Jahre 1815, versicherte ein einfacher Bergbewohner aus Wallis, Perrandin, dem bekannten französischen Geologen de Charpentier, daß die Gletscher in früheren Zeiten eine weit bedeutendere Ausdehnung gehabt hätten, als heutzutage, was zweifellos daraus hervorginge, daß enorme Felsblöcke, losgelöst von der Hauptfette des Gebirges, in der Umgegend von Martigny sich auf Höhen vorfänden, wohin die Wasserströme der Thäler sie nicht gebracht haben könnten, selbst wenn diese je so mächtig gewesen wären,

dermaßen kolossale Massen zu bewegen. Saussure glaubte trotz dieser Bedenken, daß diese Blöcke ihre dortige Anwesenheit nur der Bewegung des Wassers verdanken könnten; Charpentier aber überzeugte sich sehr bald nach eingehenden Untersuchungen, daß sein einfacher Führer vollständig Recht habe. In Folge dieser unerwarteten Entdeckung wandten die Naturforscher den Gletschern eine besondere Aufmerksamkeit zu, um einmal die Spuren ihres Vordringens über die jetzigen Grenzen hinaus zu entdecken und um die Ursachen ihrer früheren Ausdehnung und des jetzigen Zurückweichens festzustellen. Dies konnte nur durch ein Studium der Thätigkeit der vorhandenen Gletscher bewirkt werden. Diese Untersuchungen füllten den größten Theil des Lebens unseres Dollfus aus.

Im Jahre 1840, bei Gelegenheit eines Ausfluges in die Alpen, traf Dollfus auf dem Margletscher einige Naturforscher aus Neuchâtel. Es waren dies die Herren Agassiz, Desor und Guypot, welche an den bald darauf erschienenen schönen „Gletscherstudien“ arbeiteten. Der Fabrikant aus Mülhausen begeisterte sich für diese Untersuchungen. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich den Forschern anschließen zu dürfen und war bald einer der tüchtigsten Mitarbeiter von Agassiz. An Stelle des gebrechlichen Bretterhäuschens, welches die kühnen Gletscherforscher mit dem stolzen Namen Hôtel des Neuchâtelois beehrt hatten, ließ Dollfus auf seine Kosten ein solides Haus, den noch jetzt vorhandenen Pavillon de l'Aar errichten. Von da an traf man während einer langen Reihe von Jahren in jedem Sommer, während der Monate August und September, in diesem Pavillon zusammen und die Studien, welche dort über die Entstehung und die Bewegung der Gletscher gemacht wurden, können klassische genannt werden. Nicht Ausgaben, nicht Anstrengungen scheute Dollfus, um diese Studien zu fördern. Er lenkte besonders seine Aufmerksamkeit auf die Entdeckung der physikalischen Ursachen der Gletscherbildung, auf das

Wachsen und Schwinden der Eisströme. Er errichtete eine meteorologische Station, an welcher während des ganzen Jahres Beobachtungen gemacht wurden, auf der „Grimmel“ in der Nähe des Margletschers, später die auf dem Theodulpasse, höher als jede menschliche Wohnung in Europa. Er machte Studienreisen durch den größten Theil von Europa, um das Vorkommen alter Gletscher zur Zeit ihrer größten Ausdehnung festzustellen. Mit Herrn Schimper besuchte er Spanien und die Pyrenäen, mit Hogard und Collomb Italien, England und Frankreich, mit Karl Vogt und Kirchsleger die Berge und Thäler des Schwarzwaldes.

Wer das Studium der Hochgebirge unternimmt, um denselben die Geheimnisse der Natur abzufragen, unterliegt bald einem wunderbaren Zauber. Ein erhabenes Gefühl der Ergriffenheit überkommt ihn, wenn er die höchsten Spitzen der riesigen Gebirgsketten erklettert hat, und seine Erregung wird um so stärker, je mehr er sie kennen lernt. In jenen Höhen wird Körper und Geist gestählt. Der stolze Bau der Gebirgsketten, die majestätischen Zeugen der Urkraft und Macht der Natur, die Energie, die Alles athmet, der Kontrast der Erscheinungen mit den alltäglich uns überkommenden Eindrücken, das unaufhörlich Neue des Anblicks ergreifen und erheben den Menschen. Nirgends wechseln die Szenen häufiger als in den Alpen. Kein Land in der Welt bietet Bilder dar, wie diejenigen, welche diesen Bergen einen so unergleichlichen Reiz verleihen.

Auch Dollfus unterlag völlig diesem Zauber. Dieser, im Vereine mit seinem brennenden Wissensdurst, haben ihn immer wieder zurückgerufen in den Schooß der Gletscher und des ewigen Schnees. Als er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, in einem Alter, in welchem Andere nach einem mühevollen Leben Ruhe suchen, da begann er seine Forschungen mit erneutem Eifer. Sein Observatorium wurde der Reihe nach vom Margletscher auf die Grimmel, auf das Faulhorn, auf den Paß des großen St. Bernhard und zuletzt

auf den Theodulpaß verlegt. Kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich noch mit der Einrichtung einer letzten Station auf dem Gipfel des Montblanc, ein Unternehmen, welches in der Folge an dem bösen Willen der Führer aus dem Chamounirthale scheiterte, da diese es nicht zugeben wollten, daß die Berner Führer, welche bereits an dem Observatorium auf dem Theodul thätig gewesen waren, sich auf ihrem Territorium festsetzten. Die Zeit zwischen seinen sommerlichen Reisen und Beobachtungen an Ort und Stelle wendete Dollfus dazu an, die Früchte seiner Thätigkeit zu ordnen und Pläne für die neue Beobachtungszeit auszuarbeiten. Die von ihm zusammengetragene Sammlung von Gletschergegenständen, welche sich in seinem reizenden Landsitze zu Niedisheim bei Mülhausen befindet, und in zahlreichen Stücken abgeglätteter und mit Gletscherfurchen versehener Steine jeder Art besteht, von Gletschern der ganzen Erde, die noch in Thätigkeit sind, oder schon seit Jahrtausenden verschwanden, würde jedem naturwissenschaftlichen Museum zur Ehre gereichen. Die wissenschaftliche Ausbeute seiner Studien hat Dollfus zusammengefaßt in seinem großen, 14 starke Bände umfassenden Werke „Materialien, welche zum Studium der Gletscher dienen sollen“ und welches von einem schönen, 40 Blätter enthaltenden Atlas begleitet und erläutert ist. Das Werk bildet eine vollständige Gletscherencyclopädie, indem es außer den eigenen Beobachtungen des Verfassers größere Auszüge aus allen Veröffentlichungen enthält, welche jemals über die Gletscher erschienen.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft beehrten sowohl die geologische, wie die meteorologische Gesellschaft Frankreichs, Dollfus mit der Würde eines Vicepräsidenten, sowie ihm auch die Mitgliedschaft und Ehrenmitgliedschaft der hervorragendsten ähnlichen Gesellschaften des Auslandes, namentlich Deutschlands, zu Theil wurde. Trotz dieser und vieler anderer ihm gewordenen Ehrenbezeugungen blieb Dollfus immer der bescheidene, einfache Mann, der

Anderen, auch seinen wenigen Widersachern, nicht allein die Verdienste ließ, welche dieselben sich erworben, sondern sie noch besonders hervorzuheben und zu allgemeiner Kenntniß zu bringen wußte.

Am 21. Juli 1870, unmittelbar vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, erlag der Dreiundsiebenzigjährige einer Krankheit, die schon einige Jahre hindurch seinen Körper hinfalliger gemacht hatte, ohne daß dieselbe jedoch den regen Geist, auch nur vorübergehend, zu trüben vermocht hätte. Es wurde ihm dadurch der Schmerz erspart, an welchem so manche ausgezeichnete Männer der Jetztzeit frankten, daß sie sehen müssen, wie die politischen Ereignisse ihre Verbindungen mit anderen, gleich tüchtigen Gelehrten, der fremden Nation angehörig, zerrissen, oder doch wesentlich beeinträchtigten. Hoffen wir jedoch, daß die Zeit nicht fern sei, da auf dem neutralen Boden der Wissenschaft die Gelehrten der verschiedenen Länder sich wiederfinden, und die Völker auf's Neue zu gemeinsamem Streben nach Licht und Wahrheit vereinigen.

Wenn man den Antheil des Hrn. Dollfus an den Fortschritten der Gletscher-Wissenschaft erkennen und würdigen will, so, — meint Hr. Charles Grad mit Recht — muß man einen flüchtigen Blick auf Dasjenige werfen, was vor ihm darin bereits geleistet worden ist, seit den ersten Arbeiten von Altmann und Saussure bis zu den Beobachtungen von Stenou, Agassiz, den Gebrüdern Schlagintweit und dem Professor Lyndal. Alle diese ausgezeichneten Naturforscher haben ihre Untersuchungen auf das Wesen und die Bewegung der Gletscher gerichtet. Dank ihren geduldigen Forschungen, verstehen wir jetzt die Art und Weise, wie die aus der Luft erzeugten Gletscher während ihrer Vorwärtsbewegung an der Veränderung der Erdoberfläche arbeiten. Beim ersten Anblick erscheinen uns diese geronnenen, starr gewordenen Ströme unbeweglich auf ewig, wie die Felsen an ihren Seiten; aber sie bewegen sich dennoch und fließen ab, wie das menschliche Leben,

trotz der anscheinenden Sicherheit und Festigkeit des Daseins. Einfache Bergbewohner der Alpen haben die Vorwärtsbewegung der Gletscher viel früher festgestellt als die Geologen. Man erkennt dieselbe auch unschwer an dem unaufhörlichen Vorrücken der Steine, und Felsblöcke von oft bedeutender Masse, welche auf der Oberfläche der großen Gletscher abgelagert sind, und dann besonders auch an dem Vorrücken des Eises bis tief hinein in die fruchtbaren Thäler, so daß zuweilen ganze Dörfer Gefahr laufen, von den starren Eiswogen hinweggeschoben oder überfluthet zu werden.

Seit etwa einem Jahrhundert haben Physiker und Geologen, nach unzähligen Beobachtungen und einer unendlichen Reihe von Versuchen, die meisten Umstände ergründet, welche die Vorwärtsbewegung der Gletscher verursachen, und den Bau wie die Bildung derselben erklärt. Sie haben festgestellt, wie der Eisstrom während seines Vorrückens einer Reihe von regelmäßigen Umbildungen unterliegt, von den Schneeflocken an, welche auf die Höhen der Gebirge niederfallen, bis zum annähernd festen und compacten Eise am Fuße der Gletscher. Durch die Einwirkung der Sonne verwandelt sich der lose Schnee in körnigen Firn. Das Wasser, erzeugt durch das an der Oberfläche des Gletschers intensivere Schmelzen des Eises, dringt in das Innere der Masse durch die Haarröhrchen, welche sie nach jeder Richtung hin durchziehen, ebenso wie in die zahllosen Luftblasen, aus denen die Luft allmählich verdrängt wird, und die daher verschwinden, während die Haarröhrchen noch am Fuße des Gletschers, in dem scheinbar dichtesten Eise nachzuweisen sind. Je tiefer der Strom sich nun hinabsenkt, je mehr Luft ausgetrieben wird, desto mehr nimmt die Festigkeit des Eises zu, die Moleculen desselben nehmen eine regelmäßige Richtung an, wie die der Krystalle, und gruppieren sich um eine senkrecht zum Horizont stehende Axe, genau wie bei dem vollständig festen und mit keinen Haarröhrchen versehenen Eise, welches durch das Gefrieren der Seen und Letzere entsteht. Diese gänzliche Abwesenheit der Röhrchen in

dem Eise, welches durch directes Gefrieren des Wassers entstand, unterscheidet dasselbe wesentlich und charakteristisch von dem Gletschereise, das seine Entstehung dem Schmelzen und Wiedergefrieren von Schnee verdankt. Auch das scheinbar festeste, vom Fuße der Gletscher entnommene Eis ist wasser-durchlassend, während ersteres, selbst unter einem gewissen Druck, dem Wasser durchaus keinen Durchgang gestattet.

Die Bewegung der Gletscher steht in einem augenscheinlichen Zusammenhange mit dieser Reihe von Umbildungen, die ihrerseits wieder abhängen von dem Eindringen des an der Oberfläche abgeschmolzenen Wassers. Ebenso wie die verschiedenen Jahreszeiten einen Einfluß auf die Gletscherbewegung hervorbringen, und dieselbe verstärken oder verringern, ist diese Bewegung auch eine ungleiche an den einzelnen Punkten des Eisstromes. Viel stärker in der Mitte desselben, als an den Rändern, nimmt die Bewegung auch von dem Grunde bis zur Oberfläche stetig zu, und entspricht ihre größte Geschwindigkeit derjenigen Linie, welche man sich durch das stärkste Eis gezogen denkt. Die Geschwindigkeit wächst im Sommer und nimmt ab im Winter.

Die ausführliche Beschreibung und Erörterung aller dieser Thatfachen füllt zwei Bände, den 5. und 6. Theil der auf die Gletscherkunde bezüglichen Schriften von Daniel Dollfus. Unser Dollfus war aber nicht ein bloßer Sammler und Nachbeter, sondern hat selbst jede einzelne, von seinen Vorgängern gemachte Erfahrung geprüft, und denselben eine Reihe neuer, höchst wichtiger und interessanter Beobachtungen hinzugefügt. So war er der Erste, welcher bei einer Untersuchung des Margletschers im Jahre 1846, in Gemeinschaft mit Hrn. Martins festgestellt hat, daß bei ein und demselben Gletscherabschnitt die Schnelligkeit der Bewegung vom Grunde bis zur Oberfläche zunimmt. Nach zahlreichen Untersuchungen über die Bedingungen des Schwindens oder des Abschmelzens an der Oberfläche der Gletscher, hat er nachgewiesen, daß zwischen dieser Oberfläche und der darauf befindlichen Ablagerung von

Schnee, sei dieselbe schwach oder bedeutend, mehr oder weniger alt oder neu, eine ganz constante und unzweifelhafte Trennung besteht, und daß von einem Uebergang des Eines zum Andern niemals eine Spur wahrgenommen werden kann. Es ist dadurch bewiesen, daß die Gletscher auf solche Weise niemals wachsen, oder wachsen können. Mit unendlicher Mühe hat Dollfus Einschnitte und Galerien in vielen Gletschern anbringen lassen, um möglichst zum Grunde der Eismasse zu gelangen, und verdanken wir diesen Anstrengungen die neue Erfahrung, daß in den Alpen in einer Höhe über 2600 Meter das Gletschereis mit dem Boden durch den Frost verwachsen ist. Daher erklärt es sich, daß höher hinauf niemals durch das Eis abgeglättete oder mit Gletscherfurchen versehene Felsen und Steine gefunden werden, weil eben die festgefrorenen Gletscher diese Wirkung auf ihr Bett nicht mehr ausüben können.

Lange Zeit hindurch stritten sich die Gelehrten über den Einfluß der Verdunstung oder der Condensirung der Dünste auf der Oberfläche der Gletscher. Um diesen Streit zur Entscheidung zu bringen, unternahm Dollfus, zuerst auf dem Nargletscher, später auf dem Theodulpasse, vielfache Beobachtungen und stellte zweifellos fest, daß während des ganzen Jahres die Condensirung eine zehnfach stärkere ist als die Verdunstung, indem sich auf diesen Höhen zuweilen eine Masse von Rauhreif ablagert, welche einer mehrere Centimeter hohen Lage von Schnee gleichkommt.

In der am Eingange dieser biographischen Skizze erwähnten Hütte auf dem Theodulpasse, 10,000 Fuß über dem Meerespiegel, hat nun Dollfus 13 Monate hintereinander, vom Juli 1865 bis August 1866, seine werthvollen Beobachtungen theils selbst angestellt, theils durch zuverlässige Leute auf seine Kosten anstellen lassen. Ein Theil dieser Beobachtungen wurde 10 und 12 Mal täglich ausgeführt und umfaßten dieselben die Messung der Temperatur der Luft, des Bodens und des Schnees, ferner Barometermessungen, Er-

mittelung der Niederschläge, der Luftfeuchtigkeit, Stärke und Richtung des Windes, Ansicht des Himmels und Wolkenbildung, den Grad des Abschmelzens an der Oberfläche des Gletschers und die Umwandlung des Schnees. Im 8. und 9. Bande seines Werkes „*Matériaux pour l'étude des glaciers*“ hat Dollfus die Resultate aller dieser Beobachtungen niedergelegt. Ehe man dies Werk durchblättert hat, kann man sich schwer eine Vorstellung machen von der wahrhaft bewunderungswürdigen Anzahl von Beobachtungen, welche in diesen beiden Bänden enthalten sind. Für eine der wichtigsten festgestellten Thatsachen erachten die Meteorologen den Nachweis des in solchen Höhen, wie im Grunde der Thäler gleichzeitigen Vorherrschens der einen oder anderen Hauptluftströmungen. Bald sind es die Passatwinde, bald die Gegenpassate, deren Aufeinanderfolgen die Veränderung des Wetters herbeiführt. Die nordöstlichen Passate sind trocken und kalt, der südwestliche Gegenstrom ist wärmer, weicher, feuchter. Das Eintreffen des Polarstromes über dem Niveau des Theodulpasses läßt diesem Strome durch 45 Breitengrade hindurch eine senkrechte Ausdehnung von über 3000 Meter zuerkennen, gerade das Gegentheil von dem, was man bisher angenommen hatte. Und die nordöstlichen Passate, auf der Höhe des Passes gewöhnlich kälter als unten in den Thälern, erwärmen sich zuweilen dadurch, daß ihre mehr aufgeschossene und weniger mit Wasserdämpfen gesättigte Masse den Sonnenstrahlen eine größere Wirkung gestattet. Der Wärmegrad derselben ist ein höherer als der in den tiefer gelegenen Thälern und bringt augenblicklich sehr bemerkbare Temperatur-Veränderungen hervor, deren Wirkung auf die Gletscher und auf das Schmelzen des Schnees natürlich eine bedeutende ist.

Andererseits bestätigen die Beobachtungen auf dem Theodulpasse das Gesetz der Wärmeabnahme im Verhältniß zur Höhe, wie solches nach Erfahrungen auf minder hoch gelegenen Punkten schon früher aufgestellt war. Sie lassen ferner den Einfluß erkennen und feststellen, welchen die auf-

steigenden Strömungen auf die barometrische Jahrescurve ausüben, zeigen, wie diese Curve im Sommer nach der Höhe zu aufsteigt, und geben selbst für diese Jahreszeit ein Ansteigen des Barometers in dem Mittel der Mittagsstunde zu erkennen. Sie weisen schlagend den Einfluß nach, welchen die Schnee- und Eisfelder auf den Feuchtigkeitsgrad der Luft ausüben, die oberhalb der Gletscher ihrem Sättigungspunkte viel näher kommt als in den niedriger gelegenen Punkten. Auf der Höhe des Passes kommen die Niederschläge in Regenform nur im Sommer vor, vom Juni bis zum September, und auch da noch sind sie oft genug mit Schnee vermischt. Die Luft oben erscheint auch niemals so dunstig und mit Wolken durchsetzt, als an den niedriger gelegenen Orten, die Stürme sind weniger häufig und treten nur im Sommer auf, mit Südwestwinden, welche mit Feuchtigkeit überladen sind; aber andererseits erlangen sie hier eine Macht, ein Ungeßüm, welches man in den Thälern nicht kennt, indem sie blasen, „als ob sie die Erde scheeren wollten“, und „als ob die Welt untergehen sollte“, wie die Bemerkungen in den Stationsregistern besagen. Wir können hier nicht einen Ueberblick geben über alle Resultate, welche die Beobachtungsstation auf dem Theodul geliefert hat, wollen indessen noch bemerken, daß die allgemeinen Stürme der europäischen Zone im Winter sich bis zu diesen Höhen erheben. Während der Beobachtungen Dollfus' traten die heftigsten Luftströmungen ein mit den südwestlichen Gegenpassaten, am 4. Dezember 1865, dann den 9. und 10. Januar, 27. und 28. Februar 1866, mit einem zwar erheblichen Sinken des Barometers, welches indessen nicht so bedeutend war, als dasjenige in niedrigeren Gegenden. Alle diese drei Ströme waren begleitet von Erscheinungen, die dem Föhn eigenthümlich sind, welcher auf dem nordöstlichen Abhang der Schweizer Alpen in einem Halbkreise auftritt, der die niederen Lagen bis zu einer gewissen Höhe in den Bergen umfaßt. Diese Erscheinungen, welche in Folge einer ganz plötzlichen Abnahme des Windes beobachtet

wurden, bestanden in einer sehr auffälligen Temperatur-Erhöhung und einer gleichzeitigen sehr beträchtlichen Abnahme des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, oder richtiger mit einer augenblicklichen großen Trockenheit. Auf der Höhe des Passes war kein einziges Anzeichen von den in den niedriger gelegenen Thälern eingetretenen Temperatur-Veränderungen zu constatiren. Die Luft dort oben blieb kalt und feucht; aber die Heftigkeit des Windes und der niedrige Barometerstand waren Erscheinungen, die bei den hohen und bei den niederen Stationen gemeinsam eintraten. Ähnliche Beobachtungen sind schon früher in anderen Theilen der Alpen gemacht worden, und deuten nicht auf die behauptete afrikanische Natur des Föhn hin, noch auf den Einfluß des Sirocco auf das Schwinden der Gletscher.

Vor Errichtung der Station auf dem Theodulpasse, die etwa 1000 Meter höher liegt, als die auf dem großen St. Bernhard, hat es keine Station in gleicher Höhenlage gegeben, woselbst während eines ganzen Jahres regelmäßig fortgesetzte Beobachtungen gemacht worden wären. Daniel Dollfus hat daher der Wissenschaft dadurch einen namhaften Dienst geleistet, und die von ihm gewonnenen Resultate lassen es sehr bedauern, daß er seinen Vorsatz, das Observatorium demnächst auf den Montblanc zu transportiren, nicht zur Ausführung zu bringen vermochte. „Es giebt eine Philosophie, welche keinen Stillstand kennt,“ — also schrieb er seinem jungen Freunde Charles Grad, im Begriff die Expedition des Jahres 1864 anzutreten, — „ihr Gesetz ist der Fortschritt. Vorwärts also, bleiben wir nicht stehen! Steigen wir in diesem Jahre 1000 Meter höher hinauf!“ Und wie er es sagte, so geschah es; er richtet sich auf der Station des Monte Rosa ein, und läßt sich dort mit seinen Führern, an denen er Mitarbeiter und Freunde zu gewinnen wußte, nieder, ohne sich an die Strapazen und Entbehrungen zu kehren, oder an sein bereits vorgerücktes Alter zu denken. Wie Manche erinnern sich noch des Achtundsechzigjährigen von hohem Wuchse, mit dem

weißen Barte, der sicheren Schrittes die steilen Höhen hinaufklimmte, unter stehender Sonne, oder mitten im dichtesten Nebel! Und sein kräftiges „Vorwärts“, wenn die Genossen ermüden wollten, oder bedenklich wurden, klingt noch Vielen in die Ohren, welche das Glück hatten, den „Gletscherpapa“ auf seinen Touren begleiten zu dürfen. Und doch, mit wie vielen ernstern Gefahren waren seine Wanderungen auf die höchsten Gebirgsketten oft verbunden, wie z. B. die Besteigung des Galenstock, von welcher Hr. Desor im vierten Theile der „Materialien“ eine fast schaurige Schilderung bringt, und bei der unser Freund — am 18. August 1845 — beinahe einen seiner Söhne verloren hätte. Durch das Abrutschen einer überhängenden gefrorenen Schneemasse glitt der junge Mann in die furchtbarste Tiefe, blieb jedoch durch einen wunderbaren Glückszufall an einem schwachen Felsvorsprung, nur wenige Meter unter dem Gipfel, hängen, und konnte von seinen Begleitern wieder in die Höhe gezogen werden, glücklich, nur mit einem zerbrochenen Arme davon zu kommen, während das Stück eisigen Schnees, welches seinen Sturz verursacht, eine furchtbare Lavine bildend, 1500 Meter tief hinunterfuhr, in das Thal von Göschenen.

Fast alle Arbeiten Dollfus' betreffen den physikalischen Theil an den Gletscherstudien. Dennoch hat der gelehrte Gletscherkundige auch die Beobachtung der in geologischer Beziehung hervorgebrachten Wirkung der Eisströme nicht vernachlässigt, wenn auch seine Tagebücher und Veröffentlichungen nichts davon enthalten. Er begnügte sich damit, die Beobachtungen seiner Freunde über die von jetzt verschwundenen Gletschern hinterlassenen Spuren wiederzugeben, nachdem er mit denselben häufige Reisen in den Schwarzwald, die Vogesen, den Jura, die Pyrenäen und andere spanische Gebirge, wie auch in die Alpen, gemacht hatte. Aus dem Vorkommen so vieler Gletscher Spuren in den verschiedensten Ländern hat Dollfus-Auffet den sehr begründeten Schluß gezogen, daß die Grenzen der Moränen, der erratischen Blöcke und sonstigen

Gletschermaterialien, welche von noch in Thätigkeit befindlichen Gletschern weit abliegen, keineswegs die Grenze ihrer früheren Ausdehnung angeben. Indem sie alle Felsen bedeckten, und an denselben angefroren waren, konnten keine Blöcke auf sie herniederfallen und konnten sie daher solche nicht weiter forttragen und ablagern. „Wenn unanfechtbare Beobachtungen eine in früheren Zeiten sehr erheblich größere Ausdehnung der Gletscher außer allen Zweifel stellen, so sprechen diese Thatfachen doch nicht dafür, daß in Urzeiten ein undurchbrochener Eismantel die äußersten Gipfel der Alpen gleichmäßig bedeckt hätte, um sich von dort über die Oberfläche von ganz Europa auszubreiten. Diese Annahme ist nichts als eine Hypothese, wie diejenige, welche die Schlammablagerungen an der Mündung des Amazonenstromes, oder selbst die Lagen des Bogesen sandsteins als die Folgen der Gletscherwirkungen hinstellt.“

Mit dieser kategorischen Behauptung, welcher auch wir völlig beipflichten müssen, endet Hr. Charles Grad seine Notiz über Dollfus (Bulletin de la Société géologique de France), welche uns die Materialien zu der vorliegenden biographischen Skizze geliefert hat.

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin N.,
Wobliouplat 8.

Aus und über Amerika.

Thatsachen und Erlebnisse

von

Friedrich Kapp.

2 Bände. 51 Bogen.

Eleganteste Ausstattung. Preis 15 M.

Königin Luise.

Von

Dr. Eduard Engel.

Preis 3 M. — Eleg. gebunden 4 M. 20 Pf.

Historische Frauen.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Preis 6 M. — Eleg. gebunden 7 M. 50 Pf.

== Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ==

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin N.,
Monbijouplatz 3.

Der
Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.

Ein Beitrag
zur
Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
Friedrich Stapp.
Zweite ungearbeitete Auflage.
Preis 4 M. 20 Pf.

Heinrich Simon.
Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Herausgegeben
von
Dr. Johann Jacoby.
Zweite wohlfeile Ausgabe.
Mit Heinrich Simon's Portratt.
Preis 3 M.

Verschollene Inseln.

Land- und Seebilder

von
Julius Rodenberg.

Preis 4 M. 50 Pf.

== Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ==

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin N.,
Woblfouplat 3.

Politische Geschichte der Gegenwart

von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

- Band I. Das Jahr 1867. Preis 1 Mark 80 Pf.
= II. Das Jahr 1868. (Ist gänzlich vergriffen.)
= III. Das Jahr 1869. Preis 2 Mark 25 Pf.
= IV. Das Jahr 1870. Preis 3 Mark.
= V. Das Jahr 1871. Preis 3 Mark 75 Pf.
= VI. Das Jahr 1872. Preis 4 Mark 20 Pf.
= VII. Das Jahr 1873. Preis 4 Mark 50 Pf.
= VIII. Das Jahr 1874. Preis 4 Mark 20 Pf.
= IX. Das Jahr 1875. (Ist unter der Presse.)

Die Bände sind auch in sauberem braunen Leinwandband, mit Seiten- und Rückentitel, à Einband 1 Mark zu beziehen.

Die Geschichte der Gegenwart ist überall auf das günstigste beurtheilt und aufgenommen worden; die geschickte Anordnung, die frische und übersichtliche Art, kaum entschwebene Ereignisse darzustellen und zu beleuchten, hat von allen Seiten Anerkennung gefunden und dem Unternehmen zahlreiche Freunde zugeführt.

Vom VI. Bande an wird jedem Jahrgange auch ein alphabetisches Verzeichniß aller in den Vordergrund getretenen Personen beigelegt.

Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung. 1848—1871.

Von

Karl Klüpfel.

Vollständig in 2 Bänden. Preis 16 Mark.

== Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ==

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin N.,
Monbijouplatz 3.

Geschichte
des
Waldeigentums, der Waldwirthschaft
und
Forstwissenschaft in Deutschland

von
August Bernhardt,
Königl. Preussischem Forstmeister.

In 3 Bänden.

Band I. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1750. Preis 8 Mark.
Band II. Die Jahre 1750—1820. Preis 9 Mark.
Band III. Die Jahre 1820—1860. Preis 9 Mark.

Die
Rechtsverhältnisse des Waldes.

Von
H. Lding,
Kgl. Preuß. Obergerichtsrath.
Preis 4 M.

Der Wald und die Gesetzgebung.

Von
Ludwig Heiß,
Königlich Bayerischem Forstmeister.
Preis 2 M. 80 Pf.

== Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ==